

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes ist in Flensburg

Südergraben 53 - 2390 Flensburg Geschäftsführer: Walter Harenberg Sprechzeit: Montag — Freitag 9.30—12 Uhr Fernsprecher (04 61) 2 67 08, außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 5 57 06

Bankkonto: Stadtparkasse Flensburg 2 001 020
Postgirokonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

Eckhard Bodenstein

Der ewig „häßliche Deutsche“?.....65

Klaus Bästlein

Die dänische Minderheit zwischen „Aufrührern“ und „Preußen in dänischer Verkleidung“.....78

Jörn-Peter Leppien /Marianne Risch

Geschichte lernen im Museum.....106

Umschau ab Seite 119

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.
Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.
Der Bezugspreis ist enthalten im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.
Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte Südergraben 53, 2390 Flensburg.
Verantwortlich: Artur Thomsen, Holstengang 4, 2390 Flensburg.
Druck: Schleswiger Druck- und Verlagshaus

Der ewig „häßliche Deutsche“?

Antideutsche Vorurteile in Dänemark und ihre Überwindung

1. Der Januskopf des dänischen Nationalismus

Dänemark hat es nicht leicht. Auf der einen Seite ist es mit Recht sehr stolz darauf, eine Art Musterland zu sein, denn es verfügt über ein tolerantes politisches Klima, es befindet sich im historischen Einklang von Geschichte (Dänemark ist die älteste Monarchie der Welt), Volk und Sprachraum, und es hat in den Bereichen Volksbildung (Schulen, Bibliotheken, „hojskoler“), Umweltschutz (Recycling, alternative Energien), sozialer Ausgleich (hohes Arbeitslosengeld, zahlreiche Gratisleistungen für Sozialschwache) und Gesundheitswesen („klassenlose“ Krankenhäuser, Zahnkliniken in den Schulen) Leistungen aufzuweisen, die in den Augen der meisten Deutschen (aber nicht aller Dänen!) die hohen Steuern rechtfertigen.

Auf der anderen Seite ist die kritische Öffentlichkeit Dänemarks aufgeschreckt darüber, daß berechtigter nationaler Stolz in jüngster Zeit häufiger in Chauvinismus und sogar fremdenfeindlichen Rassismus umgeschlagen ist. So hat es zahlreiche Übergriffe auf Asylanten gegeben, und man befürchtet, daß Pastor Soren Kramp aus Seem bei Ribe mit seiner nationalistischen Kampagne (in Zeitungen und im Fernsehen) gegen Asylanten und Gastarbeiter nicht allein dasteht, sondern einen doch recht breiten Unmut und eine gewisse fremdenfeindliche Tendenz im heutigen Dänemark artikuliert. Prof. Lorenz Rerup (Universitätscenter Roskilde) hat dies als den „Januskopf des Nationalismus“ bezeichnet¹, so daß das, was der deutsche Tourist als charmante dänische „Folklore“ auffaßt (z. B. den dänischen Fahnenkult), auch eine andere, gegen alles „Fremde“ gerichtete Seite hat.

Gerade gegenüber Deutschland, dem wichtigsten Nachbarn Dänemarks, zeigt sich die dänische „Inselmentalität“ und ein markantes „Abgrenzungssyndrom“ in bezug auf Kontakte und Verbindungen nach Deutschland, die über den rein materiellen Nutzen hinausgehen². Die Jahreszahlen 1848—50, 1864, 1920, 1940—45 und 1972 (Abstimmung über den dänischen EG-Beitritt) sollen an dieser Stelle nicht weiter kommentiert werden. Die Deutschen sind allerdings gut beraten, diese Kette von prägenden „Negativereignissen“ auch einmal aus *dänischer* Sicht zu betrachten und zu verstehen. Eingedenk dieser geschichtlichen Belastungen sollten sich Deutsche im Ausland besonders zurückhaltend und

rücksichtsvoll benehmen, ohne in das andere Extrem der Servilität oder eines permanenten „*mea culpa, mea maxima culpa!*“ zu verfallen.

Es entspricht dem „Januskopf des Nationalismus“, daß er die Einheit nach innen um den Preis einer Abgrenzung nach außen anstrebt. So nimmt es nicht wunder, daß deutschfeindliche Tendenzen sich wie ein roter Faden durch die jüngere däni- sehe Geschichte und durch die Gegenwart ziehen. *Unsere* Kenntnis der dänischen Geschichte und Eigenart und besonders der dänischen Sprache läßt selbst hier im Grenzland noch viel zu wünschen übrig. Das fundierte Wissen über unseren Nachbarn ermöglicht aber erst die Diskussion, in der „nichts unter den Teppich gekehrt“ zu werden braucht, um möglichst viele zählebige Negativklischees und antideutsche Vorurteile nach und nach zu überwinden.

2. Antideutsche Tendenzen der Gegenwart

In der Märzausgabe 1987 wird in „Treklang“, der Zeitschrift des dänischen Jugendverbandes in Südschleswig (11 600 Mitglieder) auf Seite 21 von einer Schulklasse der dänischen „Gustav-Johannsen-Skolen“ in Flensburg Klage darüber geführt, daß sie bei Sportveranstaltungen in Dänemark als „Nazis“ beschimpft würde, so daß sich daraus sogar Prügeleien entwickelt hätten. Die Schüler schließen ihre Klage: „Wir wollen an keinen Sportveranstaltungen in Dänemark mehr teilnehmen, wenn sich das nicht ändert. Denn: Sind wir etwa ‚Nazis‘, nur weil einige unserer Eltern Deutsche waren?“ Es spricht für „Danmarks Radio“, daß „Radio Syd“ in Apenrade bereits am 12. 3. 1987 diese Zwischenfalle aufgriff und verurteilte.

Ein anderes Beispiel aus der unmittelbaren Nähe Flensburgs findet sich am Eingang zur Schwimmhalle in Bau/Nordschleswig, nur 6 km vom Flensburger ZOB entfernt. Hier ist an einem Wochentag (Mittwoch) Deutschen der Zutritt verwehrt, und zwar nicht, damit Schulen oder Vereine ungestört trainieren können, nein, damit man einmal „unter sich“ ist, obwohl doch ohne deutsche Gäste diese großdimensionierte Schwimmhalle kaum rentabel wäre. Man stelle sich einmal vor, an irgendeiner Stelle Flensburgs würde man an bestimmten Tagen dänischen Besuchern den Zutritt verweigern ...

Daß die meisten Dänen keine begeisterten Europäer sind, ist allgemein bekannt. Insbesondere stehen sie mit großer Mehrheit allen Einigungsbestrebungen, die über den materiellen Nutzen für Dänemark hinausgehen, feindlich gegenüber. Alle Schritte in Richtung auf eine *politische* Einigung Europas, was den Verzicht auf nationale Souveränität bedeutet, stoßen auf die Ablehnung eines einigen „folke- ting“. Nicht immer offen, aber meist unterschwellig spielt die Abgrenzung von Deutschland und die Angst vor einer deutschen Vorherrschaft die

entscheidende Rolle.

Während in der viel dichter bevölkerten Bundesrepublik die Dänen keinerlei Beschränkungen hinsichtlich des Erwerbs von Grund und Boden unterliegen, gelten für Ausländer (z. B. für Deutsche, nicht aber für Skandinavier) scharfe Restriktionen, die — was eine mögliche Verschandelung der jütländischen Westküste betrifft — auch verständlich sind. Daß aber die Übernahme eines dänischen Bauernhofes bei Tondern durch einen Landwirt aus Angeln in die Nähe von „Auschwitz“ gerückt wird, muß erschrecken (vgl. Abb. 1).

Die Verwüstung des Kopenhagener Goethe-Instituts im Oktober 1986 durch eine Handvoll maskierter junger Dänen ist von dänischer Seite außerordentlich bedauert worden, aber leider sind die Täter bis heute nicht gefaßt, so daß über ihre Motive nur Vermutungen angestellt werden können.

Erinnert sei schließlich an die Schikanen gegen deutsche Bauarbeiter der Harrisleer Firma Hans Lorenzen. Im November 1986 wurde die deutsche Firma mit sehr massiven Mitteln gezwungen, die Baustelle in Havneby (Röm) zu verlassen, während zahlreiche Firmen aus Dänemark (Baubranche, Fernheizungsbau u.a.m.) ohne jede Behinderung südlich der Grenze tätig sind. Diese Schikanen sind kein Einzelfall (vgl. die Aktionen gegen die Förde-Reederei auf der Romo-Sylt-Route vor einigen Jahren) und haben sogar zur Einschaltung der Ministerpräsidenten Schlüter und Barschei geführt³.

„Die Deutschen in der dänischen Karikatur“ könnte man ein eigenes Kapitel überschreiben. Karikaturen überzeichnen, aber sie sollen doch eine Wahrheit (oder zumindest eine begründbare Meinung) mit satirischen Mitteln verdeutlichen. In dänischen Karikaturen — auch noch des Jahres 1987 — schneiden die Deutschen durchweg schlecht ab, und es spielt keine Rolle, ob die Karikatur in linken, liberalen oder konservativen Blättern erscheint. Ähnlich gehässig wie die deutschen Nachbarn werden eigentlich nur noch südamerikanische Diktatoren oder das Khomeini-Regime dargestellt. Die hier wiedergegebenen Abbildungen sprechen eine deutliche Sprache.

3. Aksel Dreslov und die Deutschen

Aksel Dreslov ist dänischer Reiseschriftsteller. In der Reiseführer-Serie „Türen går til . . .“ („Die Reise geht nach . . .“) hat er zahlreiche Titel z. B. über Madeira, Marokko oder Tunesien verfaßt.

Am 4. 1. 1987 veröffentlichte er in der Sonntagsausgabe von „Jyllands-Posten“ seinen Artikel „Sind Sie Deutscher — ja oder nein?“ — in Verbindung mit einer entsprechenden Karikatur (vgl. Abb. 5). Dreslovs Beitrag ist unten in voller Länge wiedergegeben.

Nun ist „Jyllands-Posten“ nicht irgendein kleines Provinzblättchen, sondern hat in den vergangenen zehn Jahren mit einer heute täglichen Auflage von 120 000 Exemplaren (sonntags sogar 230 000 Ex.) der anderen großen konservativen Tageszeitung „Berlingske Tidende“ nach und nach den Rang abgelaufen und gilt heute als Meinungsführer des konservativen Lagers der dänischen Öffentlichkeit.

Dreslovs Artikel soll hier nicht kommentiert werden; er spricht für sich. Man könnte ihn auch als einmalige Entgleisung betrachten, stünde er nicht in einer unglückseligen Kette von Versuchen, das gutnachbarschaftliche Verhältnis zwischen Deutschen und Dänen zu untergraben und hätte es nicht so zahlreiche Reaktionen auf Dreslovs Beitrag gegeben.

Leserbriefe nehmen in dänischen Zeitungen einen ungleich größeren Stellenwert als in deutschen Blättern ein. Sie spiegeln die Lebendigkeit und Offenheit der dänischen Demokratie wider. So durfte man nach Dreslovs provozierendem Artikel (mit der ebenso provozierenden Illustration) auch Leserreaktionen erwarten. Und sie kamen. Eine repräsentative Auswahl ist hier gekürzt wiedergegeben, und es spricht für das wache, kritische Interesse der Leser dieser konservativen Tageszeitung, daß Dreslov mit seinen diskriminierenden Verallgemeinerungen auf einhelligen Widerstand stößt⁴. Die Beiträge sind sehr unterschiedlich in Länge und Qualität. Unter den Schreibern sind Hausfrauen, Lehrer, Ärzte, Wissenschaftler und auch deutsche Touristen. Einem größeren Leserkreis ist vielleicht Dr. H. V. Gregersen aus Hadersleben bekannt, der zahlreiche Abhandlungen zur Geschichte und Sprachgeschichte unseres Grenzlandes verfaßt hat und heute am „Statsseminarium Haderslev“ lehrt⁵.

Am Ende seines Artikels fordert Dreslov die Bereitstellung von Hotels ohne deutsche Gäste — und dies anno 1987! Um so erfreulicher und hoffnungsträchtiger ist die Tatsache, daß Dreslov und seine Gleichgesinnten mit ihrer Meinung ziemlich isoliert dastehen; das hätte vor einigen Jahren wohl noch anders ausgesehen. Diese positiven Reaktionen bleiben unsere Hoffnung im Interesse eines guten Verhältnisses zwischen Deutschen und Dänen.

4. Dokumentation: „Sind Sie Deutscher — ja oder nein?“ — Ein Zeitungsartikel und seine Folgen⁶

Aksel Dreslov: Sind Sie Deutscher — ja oder nein?

War es denn eine schöne Reise? fragte ich meinen alten Freund Orla, der gerade von einer Charterreise nach Nordafrika zurückgekommen war.

Ach ja, sagte Orla, es war schön wie immer, es waren bloß zu viele Deutsche da.

Du diskriminierst doch nicht etwa? fragte ich scheinbar naiv.

Normalerweise nicht, sagte Orla, der ein wirklich umgänglicher und toleranter Mensch ist, und dann folgte ein Bericht darüber, wie er in einem Hotel wohnte, in dessen Restaurant man an runden Tischen für acht Personen bedient wird. Der Restaurantchef hatte ihm einen Platz an einem solchen Tisch angewiesen, aber noch bevor er sich gesetzt hatte, fragte ihn einer der Tischgäste:

Sind Sie Deutscher?

Nein, ich bin Däne ...

Dann können Sie hier nicht sitzen, dieser Tisch ist nur für Deutsche.

Der sonst so zurückhaltende Orla verließ natürlich sofort den Tisch, um sich woanders niederzulassen, aber zuvor machte er noch seinem Herzen lautstark Luft, was für ein Vergnügen es für ihn sein werde, an einem Tisch ohne Deutsche zu sitzen.

Strandburgen

Ich hätte diese Geschichte nie erzählt, wenn es sich um einen Einzelfall handelte, aber zum einen konnte ich Orla mit einer ganzen Reihe ähnlicher Erlebnisse „erfreuen“, und zum anderen erinnere ich mich, daß es da eine Sache mit einigen Strandburgen an der jütländischen Westküste gegeben hatte.

Diese Festungsbauerei hatte derart überhandgenommen, daß der Vertreter eines Touristenbüros darüber in einer großen deutschen Tageszeitung Klage führte. Und das half tatsächlich. Vielleicht kann man das noch einmal versuchen.

Ich konnte Orla z. B. erzählen, daß ich selber vor ein paar Jahre die großen runden Tische dieses Hotels erlebt hatte.

Dänisch — ein plattdeutscher Dialekt

Bereits am ersten Tag klärte mich ein deutscher Tischnachbar darüber auf, daß Dänisch keine eigenständige Sprache, sondern ein plattdeutscher Dialekt war.

Ich fing sofort an, dänisch zu sprechen — das müßte er ja verstehen können —, worauf der Vertreter des Herrenvolkes nur noch mit dem Kopf schüttelte und sich seinem Tischnachbarn auf der anderen Seite zuwandte.

Am folgenden Tag saß ich wieder neben einem Deutschen, und er unterhielt den ganzen Tisch mit seinen Heldentaten während des Zweiten Weltkriegs an

der Ostfront. Danach war es einfach unbegreiflich, daß die Nazis diesen Krieg verloren.

Musik-Terror

Im Jahr darauf wählte ich ein anderes Hotel im gleichen Ort, ein sehr schönes Hotel, das ich außerordentlich schätze. Zwischen meinem Zimmer und dem Nachbarzimmer befanden sich zwei Türen, die von beiden Seiten verschließbar waren. An einem Tag bezogen zwei junge Deutsche das Nachbarzimmer.

Sie hatten einen dieser großen Apparate bei sich, mit denen man alle Einwohner einer mittleren Provinzstadt gleichzeitig terrorisieren kann. Und dann ging es los mit Rockmusik. Ich verlor die Geduld und klopfte kräftig an die Tür. Einen Augenblick lang war es totenstill. Darauf wurde die Tür zu ihrem Zimmer aufgeschlossen. Ich hörte ein eigenartiges Zischen, und kurz danach war mein Zimmer unbewohnbar. Eine Spraydose mit einer stark parfümierten Flüssigkeit war unter meiner Tür ausgeleert worden. Giftgaskrieg! Ich lief hinunter zu dem netten Portier, der im Fahrstuhl mit mir wieder hinauffuhr. Er klopfte an die Tür des Nachbarzimmers und verlangte, daß geöffnet wurde. Stille, nur Stille, und da D-Mark in einem armen nordafrikanischen Land nicht zu verachten ist, gab der Portier auf, und ich erhielt ein Zimmer ohne Giftgas.

Sie beschlagnahmten unseren Tisch

Erst im letzten Sommer wohnten der besagte Orla und ich in einem Hotel in einem anderen nordafrikanischen Land. Gleich bei der Ankunft erhielt man ein Pappschild mit seinem Namen auf dem Tisch aufgestellt, dem man bis zur Abreise zugeteilt war.

Am Nachbartisch saßen vier junge Deutsche. Als wir eines Abends hinuntergingen, um zu essen, war unser Pappschild entfernt worden, und es saßen da zwei kürzlich angekommene Deutsche, die bereits heftig dabei waren, in ihrer Muttersprache zum Nachbartisch hinüberzurufen. Da es — ausnahmsweise — ein schlechtes Hotel war, kriegten wir nur Unverschämtheiten zu hören, als wir uns beim Restaurantchef beklagten, und nur unserem Reiseleiter hatten wir es zu verdanken, daß wir Plätze an einem anderen Tisch erhielten.

Deutsche Vorherrschaft

Vor einem Monat besuchte ich wieder das „Giftgashotel“, das eigentlich immer noch ein sehr schönes Hotel ist, aber seit dem letzten Mal hatte sich die Zahl der Deutschen vervielfacht. Die Mahlzeiten wurden völlig von ihnen beherrscht.

Die Deutschen kommunizierten lautstark von Tisch zu Tisch, ja man hatte fast den Eindruck, daß sie stolz darauf waren, Deutsche zu sein. Dieses Volk muß über das kürzeste Gedächtnis der Welt verfügen!

Aus der gemütlichen Bar war abends eine deutsche Bierstube geworden, und Skandinavier, Holländer und Engländer, die sich klar in der Minderheit befanden, suchten sich einen anderen Platz. Es hätte niemanden überrascht, wenn die ganze Gesellschaft plötzlich „Denn wir fahren gegen Engelland“ oder „Die Fahne hoch“ angestimmt hätte. Und das wollte man denn doch nicht miterleben.

Ob es wohl auch dieses Mal wieder eine mutige deutsche Zeitung gibt, die ihre Leser über die einfachsten Regeln des Anstands belehrt? Bis dahin würden die skandinavischen Chartergesellschaften ihren Kunden einen großen Gefallen tun, wenn sie bei ihren Preisverhandlungen dafür sorgen, daß sie keine Gäste in Hotels schicken, die von lebensraum-suchenden Deutschen beherrscht werden.

Jyllands-Posten, 4. 1. 1987

Frank D. Aalestrup, Aarhus: Wir sind kein bißchen besser als die Deutschen ... Wenn viele Deutsche anwesend sind, dann stimmt es schon, daß man den Eindruck hat, alles drehe sich nur um Deutschland. Aber wenn Herr Dreslov die Dinge objektiv betrachtet, dann wird er feststellen können, daß Dänen als Touristen nicht besser als die Deutschen sind.

Die Dänen sitzen auch zusammen, singen dänische Lieder, essen dänisch und werden gegenüber jedem, der noch den leisesten Zweifel hegt, betonen, daß wir Dänen sehr tüchtige Leute sind.

Nein, wir sind kein Deut besser als alle die anderen, und die Deutschen von heute können doch nichts dafür, daß ihre Eltern oder Großeltern einen der größten Fehler der Weltgeschichte begangen haben. Stellen Sie sich einmal vor, Herr Dreslov, daß Ihr Vater ein Verbrechen begeht und daß damit Ihre Familie bis in alle Ewigkeit verflucht ist. Darüber sollten Sie einmal nachdenken.

Jyllands-Posten, 10. 1. 1987

Karlheinz Viereck, Birgittelyst: Ja, ich bin Deutscher

... Ja, ich bin Deutscher. Elf Jahre lang bin ich als Tourist hier im Land gewesen, und nun lebe ich seit mehr als zwei Jahren in Dänemark. Es hat mich sehr schockiert, diesen Artikel von fast einer halben Seite in Jyllands-Posten zu lesen ...

Besonders peinlich ist seine polemische Verwendung all dieser Nazi-Ausdrücke,

mit denen er ein ganzes Volk beschreibt... Es hat mich doch sehr gewundert, daß Jyllands-Posten Herrn Dreslov so viel Platz in der Zeitung eingeräumt hat...

Jyllands-Posten, 11. 1. 1987

B. Maack, Ostbirk: Nonsens über die Deutschen

Was war das für ein Unsinn, den Herr Dreslov über die Deutschen in J-P vom 4. 1. verbreitete. Die schlechten Erfahrungen mit Deutschen hätte er in noch schlimmerer Weise unter Dänen machen können. Nun ist Herr Dreslov wohl aus Kopenhagen, aber auch dort sollte der Deutschenhaß eigentlich der Vergangenheit angehören.

Warum bringt Jyllands-Posten derartige Ergüsse in so großer Aufmachung? Man stelle sich einmal vor, jemand hätte sich ebenso unfreundlich über Asylanten oder Grönländer ausgelassen — dann hätte man dies als übelsten Rassismus aufgefaßt, und Jyllands-Posten würde solche Beiträge wohl kaum aufnehmen.

Jyllands-Posten, 11. I. 1987

Fred Schmidt, Viby/Jylland: Was für eine Gehässigkeit

... Ich kenne weder A. D. noch seine Werke. Aber beschreibt er hier nicht Untugenden seiner eigenen Landsleute?... Und nun wird aus dem Erlebnis sogar Giftgaskrieg, Terror und politische Verachtung. Eine ähnlich irrationale Gehässigkeit gegen die deutsche „Vorherrschaft“ hat es lange nicht gegeben ... Daß wir niemals das nationalsozialistische Schreckensregime vergessen werden, das vor mehr als 40 Jahren vorüber war, sollte uns nicht davon abhalten, die positiven Kräfte zu fördern, die einen demokratischen Staat aufgebaut haben und die kein Pardon kennen, wenn der Neonazismus sein widerliches Gesicht zeigt...

Jyllands-Posten, 11. 1. 1987

Karsten H. Nielsen, Skjern: Quatsch über die Deutschen

■.. Die „einige Jahre zurückliegende“ Auseinandersetzung um die Sandburgen ist doch 25 Jahre her. Die Deutschen haben sich die Kritik zu Herzen genommen und damit aufgehört. Warum soll man weiter darin herumwühlen?...

Aksel Dreslovs Vorstellung von „Giftgas“ und „Wir fahren gegen Engelland“ sind ganz einfach peinlich. Er glaubt vermutlich selber nicht daran.

Sicher wird es „eine mutige Zeitung“ geben, die Aksel Dreslovs Artikel in Deutschland veröffentlicht, denn die Deutschen nehmen sich Kritik aus dem Ausland sehr zu Herzen. Ich will nicht hoffen, daß die Deutschen der Sache zu viel Gewicht beimessen. Die Deutschen sollen sich weiterhin in West-Jütland

willkommen fühlen. Wenn wir schon bei Vorurteilen sind, dann möchte ich sagen: Wir haben bei weitem nicht so viel Ärger mit 50 000 westdeutschen Touristen wie mit 50 betrunkenen Schweden. Jyllands-Posten, 11. 1. 1987

Dr. H. V. Gregersen, Haderslev: Das ist unter Niveau

Am 4. 1. brachte J-P einen langen und zudem noch illustrierten Beitrag von Aksel Dreslov, einem Reiseschriftsteller aus Kopenhagen. Der Verfasser hat offenbar eine Charterreise nach Nordafrika unternommen, aber die Reise hat ihn wohl nicht dazu angeregt, die Verhältnisse in Nordafrika zu beschreiben.

Nein, für den Verfasser war das Ergebnis der Reise eine Neuauflage von altem Deutschenhaß. Mit Freude serviert er uns seine höchst intelligente Auffassung darüber, wie unser südliches Nachbarvolk beschaffen ist.

Als ein dänischer Nordschleswiger, der sich ganz gut mit den deutsch-dänischen Verhältnissen auskennt, muß ich gegen einen solchen Beitrag protestieren.

Eine Verallgemeinerung, die sich auf ein ganzes Volk bezieht, kann eigentlich nicht sachlich sein. Wie wäre es denn, wenn dieser Reiseschriftsteller einmal eine der spanischen Ferieninseln aufsuchte und uns die manchmal auch recht lautstarke Ferienlaune unserer eigenen Landsleute beschrieb?

Was würden wir wohl zu einer ähnlich verallgemeinernden Schilderung unseres eigenen Volkes sagen?

Jyllands-Posten, 11. 1. 1987

Arne Palme, Odense: Alter Groll

Als Dänemark im Sommer 1986 in Mexico gegen Westdeutschland spielen sollte, da saßen alle Dänen vor dem Fernseher, denn nun wollte man es den „blöden“ Deutschen zeigen. Wenn man damit nur die sportliche Seite meint, war das eigentlich in Ordnung. Leider habe ich aber den Eindruck, daß vieles dabei alter Haß war, und zwar nicht so sehr von seiten der Generation, die den Krieg miterlebt hat, sondern von seiten der jüngeren Leute, die leider jedes Jahr um den 4. Mai oder 9. April herum an den Zweiten Weltkrieg und besonders daran erinnert werden, wie „blöde“ die Deutschen waren! (Anm. des Übers.: 9. April 1940, Tag der Besetzung Dänemarks durch deutsche Truppen; 4. Mai 1945: Tag der Kapitulation der deutschen Truppen in Dänemark.)

Man muß sich einmal vorstellen, daß Kinder/Enkelkinder Groll wegen einer Sache empfinden, die sie gar nicht miterlebt haben.

Jyllands-Posten, 12. 1. 1987

Birger Juel Jensen, Frederikshavn: Hilfsbereite deutsche Touristen

... Nicht einmal meine Eltern, die wirklich ziemlich Unangenehmes während der Besatzungszeit erlebt haben, empfinden irgendwelche Vorurteile, die an die undurchdachten Ressentiments von Aksel Dreslov erinnern könnten ...

Und noch im letzten Sommer, als ich mit meiner Familie auf Camping-Tour in der Gegend von Skive war, hatte ich viele positive Erlebnisse mit deutschen Touristen. Obwohl ich als Camper wohl eine eher komische Figur machte, sah ich kein höhnisches Lächeln oder schadenfrohes Gelächter, mit dem wir Dänen uns häufig ziemlich auf die Nerven gehen. Im Gegenteil...

So wird es niemanden wundern, daß ich mich darüber freue, wenn ich merke, daß meine Nachbarn in den Ferien Deutsche sind.

Ist es nicht letzten Ende doch so, daß die positiven Erlebnisse bei den meisten Menschen bei weitem überwiegen? Das glaube ich jedenfalls. Man kann sich bloß darüber wundern und ärgern, daß man meist nur von Leuten wie Aksel Dreslov hört.

Jyllands-Posten, 18. 1. 1987

Hanspeter Hintze, Hamburg: Vereinfachtes Bild von den Deutschen

Das Problem ist, daß ich Deutscher bin. Und das Problem ist auch, daß ich Dänemark liebe. Nicht nur wegen seiner schönen Landschaft und seiner gemütlichen Wohnungen. Sondern in erster Linie wegen der dänischen Kultur, der dänischen Offenheit und der Ablehnung jeglicher Form von Diskriminierung anderer Menschen und anderer Nationen ...

Vielleicht hat Dänemark das Glück, keine Probleme mit Menschen zu haben, die Dinge sinnlos zerstören oder die gern zu viel trinken oder zu viel Krach machen.

Ich möchte gern A. Dreslov fragen, ob er mit den vielen Touristen gesprochen hat, die jedes Jahr nach Dänemark kommen. Sind die wirklich alle so „deutsch“?

Dreslov träumt von Hotels ohne Deutsche, aber wenn ich die Berichte über den Zustand der dänischen Wirtschaft richtig verstehe, dann gilt der Wunsch nach Hotels ohne deutsche Gäste wohl nur für das Ausland..

Jyllands-Posten, 18. 1. 1987

Kirsten Bang, Birkerød: Peinliches Bild von den Touristen

Mit Verwunderung und Unbehagen konnte man den Beitrag des Reiseschrift-

stellers Aksel Dreslovin J-P vom 4. 1. über das schlechte Benehmen einiger deutscher Touristen lesen. Dahinter versteckte sich die gefährliche Verallgemeinerung: so sind die Deutschen!...

Fast noch schlimmer als der Artikel war die häßliche und haßerfüllte Zeichnung „eines deutschen Touristen“. Man stelle sich einmal vor, man hätte „den Neger“ oder „den Juden“ in der gleichen Weise dargestellt. Sofort hätte sich ein empörter Aufschrei über diese „Diskriminierung“ erhoben.

Der Artikel drückte die Auffassung von Herrn Dreslov aus und läßt nichts Gutes über seine Reiseschriftstellerei vermuten, aber Jyllands-Posten hat mit der Zeichnung sein Teil dazu beigetragen, daß man an einige deutsche Schundblätter vergangener Tage denken mußte. Diese Zeichnung war nicht komisch, sie war peinlich.

Jyllands-Posten, 18. 1. 1987

Ida Jacobsen, Skive: Sind Sie Däne — ja oder nein?

Auf Charterreise in Spanien, dem Land mit der großen alten Kultur.

Organisierte Bustouren zu verschiedenen Zielen, mit einer tüchtigen Reiseleitung, von der wir viel über unser Gastland erfahren.

Einige dieser Tagestouren enthalten auch eine Hauptmahlzeit in einer örtlichen Gaststätte. Bei dieser Gelegenheit kann man ihn erleben . . . den deutschen Touristen?

Nein, den dänischen, wenn er sich — eigenartigerweise in Verbindung mit Essen und Trinken — besonders schlimm aufführt:

— Man lärmt und versucht, ein Lied anzustimmen.

— Man ruft „Prost!“ über die Köpfe fremder Landsleute hinweg.

— Man äußert sich lautstark über das Essen: „Was ist das bloß für ein Hundefraß“, „der Wein ist besch . . . , viel zu sauer, da muß Zucker rein“, und es kann schon einmal schwierig sein, den eigenen Nachbarn daran zu hindern, einem Zuckerkern das Weinglas zu schütten. (Der Wein ist zwar keine Spitzenmarke, aber man kann ihn gut trinken.)

Die Stimmung steigt und erreicht ihren Höhepunkt mit dem unvermeidlichen Lied „Sejle op ad äen . . .“

Ob man nun will oder nicht, man ist gefangen in diesem schunkelnden Haufen, in diesem Spektakel betrunkenener Leute, und dies ist bestimmt nicht Ausdruck von Lebensfreude.

Als ein Tourist einen der spanischen Ober mit einem „Hallo, du Spaghetti da“

herbeiruft, reicht es einigen von uns, und wir verlassen das Lokal.

Später erinnert man sich besonders an die Verachtung, die aus den Augen dieser höflichen Spanier zu lesen war.

Jyllands-Posten, 25. 1. 1987

5. Epilog

Nachdem Aksel Dreslov in „Jyllands-Posten“ vom 1. 2. 1987 noch einmal seine Auffassung bekräftigt hatte, wandte sich der Verfasser dieser Zeilen am 10. 3. 1987 in einem höflichen Schreiben an Aksel Dreslov in Kopenhagen. In diesem Schreiben wurde um einen Kommentar zu den Leserbriefen in „Jyllands-Posten“ gebeten, und Aksel Dreslov wurde zu einer Stellungnahme zu folgenden beiden Fragen aufgefordert:

— Wie sind Sie zu Ihrer Auffassung von *den* Deutschen von heute gelangt? (Ich vermute, daß sich Ihre Eindrücke über mehrere Jahre oder Jahrzehnte erstrecken.)

— Stimmen Sie mit mir darin überein, daß es gefährlich sein kann, ein ganzes Volk zu brandmarken?

In einem längeren, vom 17. 5. 1987 datierten Antwortschreiben hält Aksel Dreslov, Jahrgang 1918, an seinen verallgemeinernden Ansichten über die Deutschen fest und fügt noch weitere Erlebnisse hinzu, die er mit Fakten der deutsch-dänischen Geschichte verbindet. Er betont die Negativprägung, die er in der Besatzungszeit von 1940 bis 1945 erhielt. Gleichzeitig bedauert er die Karikatur (Abb.3), die ihm nicht vorgelegt worden sei. Abschließend versichert Dreslov, daß es nicht in seiner Absicht gelegen habe, ein ganzes Volk zu brandmarken.

ANMERKUNGEN:

1) Lorenz Rerup: Der Januskopf des Nationalismus, in: GFH 1 (1985), S. 13—17.

2) Eckhard Bodenstern: „Hilfe, die Deutschen kommen!“ — Zum Bild der Deutschen in den dänischen Medien am Beispiel einer Fernsehsendung, in: GFH 4 (1983), S. 222—243. — George Nellemann: Der er et yndigt land, in: GFH 1 (1984), S. 20—29. — Elin Fredsted: Dein Nachbar, das unbekannte Wesen, in: GFH 3 (1985), S. 155—161. — Zur Vertiefung des Themenkreises sei auf folgende Publikation verwiesen: Das Deutschlandbild aus der Sicht Dänemarks, Landeskundliche Beiträge des Instituts für Regionale Forschung und Information, Flensburg 1983.

3) Dazu u. a.: Der Nordschleswiger, 14. 2. 1987

4) Zwei Tage nach der Veröffentlichung in Jyllands-Posten berichtete am 6. 1. 1987 die Zeitung der deutschen Minderheit in Nordschleswig, „Der Nordschleswiger“, in ironischer Form über Aksel Dreslows Angriffe. Die anderen dänischen Tageszeitungen haben sich

nicht in die Debatte eingeschaltet.

5) Hans Valdemar Gregersen: Schleswig-Holstein als geschichtlicher Begriff, in: GFH 2 (1985), S. 69—73; vgl. auch Gregersens andere Publikationen zur Regionalgeschichte, z. B.: Slesvig og Holsten før 1830, København 1981, und: Reformationen i Sønderjylland, Åbenrå 1986.

6) Übersetzung aller dänischen Beiträge von Eckhard Bodenstein.

Die dänische Minderheit zwischen „Aufrührern“ und „Preußen in dänischer Verkleidung“

Diskussionen, Konflikte, neue Aktivitäten und ein verändertes Selbstverständnis in der dänischen Minderheit

Seit Ende 1982 gärt es in der Minderheit südlich der Grenze. Von der deutschen Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, werden Identitätsprobleme formuliert, Vereinsstrukturen hinterfragt und kontroverse Diskussionen über die Zukunft der dänischen Arbeit in Südschleswig geführt. Dabei war von Leuten die Rede, die „den Machtapparat“ beherrschen, und von „Graswurzelarbeitern“, da konnte man in Leserbriefen von „Aufrührern“ lesen und von „Preußen in dänischer Verkleidung“, und da standen sich Vereinsfunktionäre und angebliche „Krawallmacher“ (ballademagere) bisweilen unversöhnlich gegenüber. Schließlich nahm selbst ein stellvertretender Vorsitzender seinen Hut — und wurde durch eine mehr an der Basis orientierte Frau ersetzt. Gleichzeitig sind ganz neue Aktivitäten und Formen dänischer Arbeit entstanden: Das „Sydslesvig-Festival“, eine Sommerhochschule in Eigenregie, offene Diskussions-Foren sowie eine satirische Jahresschrift. Und am Horizont der Konflikte und Diskussionen gewinnt auch ein verändertes Selbstverständnis der Minderheit an Kontur, die sich damit möglicherweise schon heute auf eine veränderte Zukunft einzurichten beginnt. Denn die Zeit der nationalpolitischen Konfrontation im Grenzland scheint langsam, aber unwiderruflich zu Ende zu gehen.

Mit dem folgenden Bericht soll versucht werden, einige Hauptstränge der Auseinandersetzungen in der dänischen Minderheit seit 1982 nachzuzeichnen. Der Beitrag wurde dabei von einem „Außenstehenden“ verfaßt, der nicht Angehöriger der Minderheit ist, aber ihre Arbeit mit Sympathie verfolgt. Intendiert ist daher auch keine „chronique scandaleuse“ des südschleswigschen Dänentums. Und wenn dennoch ebenfalls einige eher schrille Töne wiedergegeben werden, so geschieht dies, um die vorausgegangenen Debatten möglichst authentisch nachzeichnen zu können, die im übrigen trotz mancher Schärfen stets vom Willen zur Zusammenarbeit getragen waren und in einer für deutsche Verhältnisse beispielhaften Offenheit geführt wurden. Als wichtigste Quelle wurden dabei die in „Flensborg Avis“ veröffentlichten Berichte, Kommentare und Leserbriefe herangezogen.¹

1. Identitätskrise: „Jeg er en sydslesviger“

Es war ein eher unscheinbarer Beitrag in „Treklangen“, der Zeitschrift der dani-

schen Jugendorganisation SdU (Sydslesvigs dansk Ungdom), mit dem Siine Hoop aus Vollerwiek in Nordfriesland erstmals auf ein verändertes Selbstverständnis junger dänischer Südschleswiger aufmerksam machte. Unter der Überschrift „Jeg er en sydslesviger — eller må jeg ikke?“ (Ich bin eine Südschleswigerin — oder darf ich das nicht?) berichtete sie im November 1982 über Identitätsprobleme: „Südschleswig ist meine Heimat, von der dänischen Mentalität und Lebensweise fühle ich mich angezogen, ich betrachte mich als Friesin, liebe die plattdeutsche Sprache, werde von meiner deutschen Umwelt (den Medien, politisch und als deutsche Staatsbürgerin) beeinflusst, ich ‚schnacke‘ Dänisch mit südschleswigischem Akzent (mehr oder weniger bewußt), und die Minderheit bedeutet mir wirklich viel“, schrieb Siine Hoop. Doch: „Entweder ist man dänisch, deutsch oder — wenn man so extrem sein will — friesisch, aber was bin ich?“, fragte sie weiter. „Ich habe versucht, in Dänemark zu wohnen, und ich habe versucht, unter deutschen Verhältnissen zu arbeiten, aber ich war nirgendwo zu Hause, und deshalb mußte ich selbst darüber nachdenken.“ Siine Hoop kam dabei zu dem Schluß: „Ich bin eine Südschleswigerin.“ Nicht viel anders erging es Birgit Messerschmidt in Kappeln: „Eine Zeitlang hatte ich das Gefühl, weder Hund noch Katze zu sein, in Dänemark wurde ich nicht als Dänin akzeptiert und in Deutschland nicht als Deutsche.“ Und Helmut Werth fügte in einem „Treklang“-Interview hinzu: „Ja, ich bin weder Däne noch Deutscher, sondern Südschleswiger“ (wiedergegeben in „Flensburg Avis“ vom 4. 2. 1983).²

Solche Töne mußten natürlich Aufsehen erregen, zumal eine Fernsehsendung von Danmarks Radio über „Ung i Sydslesvig“ (Jugend in Südschleswig) Anfang Juni 1983 gerade auch die Frage nach der Identität im Hauptabendprogramm auf die Mattscheiben brachte. Dabei wurden keine Glanzbilder eines nationalbewußten, in sich geschlossenen und auf die „Wiedervereinigung“ wartenden Dänentums gezeigt, sondern der südschleswigsche Alltag. Absolventen dänischer Schulen erklärten, warum sie sich vorwiegend in einem deutschen Milieu eingerichtet hatten, junge dänische Südschleswiger beklagten einen mangelnden Dialog mit den älteren Repräsentanten der Minderheit, und das „steife“ und „autoritäre“ Verhalten dänischer Vereine und Institutionen wurde kritisiert. Schon zuvor hatte Fidde Schulz, der von der Insel Sylt stammt, in Breklum/Nordfriesland wohnt und an der dänischen Schule in Husum unterrichtet, ein „Ghetto-Denken“ innerhalb der Minderheit konstatiert, das auch eine „offenherzige Diskussion“ mit den Jüngeren unmöglich mache, wie es in seinem Leserbrief in „Flensburg Avis“ vom 6. 5. 1983 hieß. Und angesichts dieser Kritik ließen barsche Reaktionen nicht lange auf sich warten. Gerhard Ernst etwa, der stellvertretende Vorsitzende der dänischen Kulturorganisation SSF (Sydslesvig

Forening) und Leiter der dänischen Schule in Husby, erklärte am 1. 10. 1983 bei einem Treffen in Ladelund: „Die Fernsehsendung (von Danmarks Radio, Anm. K. B.) war nicht nur vollkommen einseitig, sondern auch schädlich und hatte eine zersetzende Wirkung.“ Derartiges dürfe sich im dänischen Fernsehen nicht wiederholen, forderte Gerhard Ernst. An den kulturellen und politischen Normen der dänischen Arbeit müsse festgehalten werden. Zwar könne man mit den Jüngeren diskutieren, so Gerhard Ernst, aber das Suchen nach einer südschleswigschen Identität sei lediglich eine Neuauflage der sogenannten „Zwei-strömigkeit“ (3. 10., 14. 10. 1983).

Damit waren die Identitätsprobleme der jungen Südschleswiger allerdings nicht gelöst. Und bei einem Wochenendseminar in der Volkshochschule Ronshoved am Nordufer der Flensburger Förde kam es am 7./8. 10. 1983 zu intensiven Auseinandersetzungen. Peter Sten bekannte, durch den nationaldänischen Gesinnungsdruck an der Flensburger Duborg Skole zu einer antidänischen Einstellung gelangt zu sein, June Mc Quade sprach von einer konservativen Einstellung an dieser Schule, die nicht zu ertragen sei, und Siine Hoop erklärte, sich mit der Grenz- kampf-Mentalität älterer dänischer Südschleswiger nicht mehr identifizieren zu können. Während Dieter Küssner vor allem einen ver-säumten Generationswechsel in den dänischen Vereinen und Institutionen für die Probleme verantwortlich machen wollte, meldeten sich auch Karl Otto Meyer, Poul Engberg und Fidde Schulz mit engagierten Stellungnahmen zu Wort. In Ronshoved wurde damit seit Jahren erstmals ergebnisoffen über die Lage und Perspektiven der Minderheit diskutiert (10./1 1. 10. 1983). Siine Hoop schilderte kurz darauf in zwei längeren Beiträgen, die am 12. und 19. 12. 1983 in „Flensborg Avis“ wiedergegeben wurden, ihre persönlichen Erfahrungen zwischen Dänisch, Deutsch und Friesisch. Und in einem Leserbrief vom 10. 2. 1984 unterstrich sie — auch im Namen ihrer Mitstreiter — erneut: „Wir sind Südschleswiger und gehören der dänischen Minderheit an, aber wir sind keine Dänen.“ Noch einen Schritt weiter gingen ihre Schwester Marike Hoop und Sven Engel. In einem Leserbrief vom 16. 1. 1984 warfen sie den dänischen Grenzvereinen vor, die Südschleswiger ständig mit der Illusion zu locken, daß in Dänemark Milch und Honig flössen, damit „zur Flucht aus der Minderheit aufzufordern“ und obendrein „ewige Dankbarkeit“ für ihre Wohltaten zu erwarten. Eine der Folgen dieser Haltung sei auch der „reichsdänische“ Unterricht an den Schulen der Minderheit, so Marike Hoop und Sven Engel: „Hier wird die süd- schleswigsche Identität vollkommen ignoriert.“

Barsche Reaktionen auf diese Kritik ließen wiederum nicht lange auf sich warten. Johannes Christiansen aus Harrislee stellte am 24. 1. 1984 kategorisch

fest: „Enten er man dansk eller tysk“ (Entweder ist man dänisch oder deutsch). Und Pastor Flemming Möller betrieb am 19. 1. 1984 Ursachenforschung, wobei er hinsichtlich des Unterrichts von ganz anderen Voraussetzungen ausging als Marike Hoop und Sven Engel: daß die dänischen Schulen zwischen Flensburg und der Ei

der derart versagt haben, daß die ‚Zweistromigkeit‘ (von Dänisch und Deutsch, Anm. K. Bä.) das Übliche unter unseren Jugendlichen geworden ist, das ist mehr als traurig und sicher ein Zeichen der Auflösung; man kann nicht mehreren Völkern auf einmal angehören.“ Auch aus dem dänischen „Mutterland“ meldeten sich mehrere Repräsentanten verschiedener Grenzvereine zu Wort (20. 1., 28. 1. 1983). Einige beklagten die Undankbarkeit der jungen Leute, andere fragten verdutzt, was denn eigentlich los sei „da unten in Südschleswig“. In einem Leitartikel vom 8. 2. 1984 antwortete „Flensburg Avis“, daß es offensichtlich Informationsdefizite gäbe — und zwar sowohl südlich als auch nördlich der Grenze. „Aufklärung“ müsse daher die Parole sein — und das gelte, wie nicht zu Unrecht vermerkt wurde, auch gegenüber den deutschen Mitbürgern in Südschleswig.

Neben Ablehnung erfuhren die jungen Kritiker und „Identitäts-Debatteure“ aber auch Verständnis und Zustimmung. So bezeichnete es Fidde Schulz in einem Leserbrief vom 6. 2. 1984 als den schwersten Fehler der Minderheiten-Führung, die vielen — im Grunde noch unentschiedenen („blakkede“) — Neudänen nach 1945 vor den Karren des Nationalitätenkampfes gespannt zu haben, anstatt ihnen bei der Suche nach einem neuen kulturellen Standort im Rahmen der heimatlichen Bezüge zu helfen. Im Grunde sei auch die gegenwärtige „Identitätskrise“ eine Folge der Priorisierung der dänisch-nationalen Linie gegenüber einer auf die heimatliche Region und ihren Alltag gerichteten Arbeit, meinte Fidde Schulz. Mit einer bemerkenswerten „Kronik“ meldete sich dann am 3. 3. 1984 Frederik Rudbeck von „grænseforeningene“, der Dachorganisation der verschiedenen dänischen Grenzvereine, in „Flensburg Avis“ zu Wort. Unter der Überschrift „Er det skumring eller gry?“ (Ist es Abenddämmerung oder Morgengrauen?) erklärte Rudbeck, daß die ernstzunehmende Identitätsdiskussion der jungen Südschleswiger möglicherweise auch ein Symptom für viel tiefer liegende Probleme sei. Dabei wies er insbesondere auf die bedrückende Wirtschaftslage im Landesteil Schleswig hin, die viele Menschen dazu zwingen werden, ihre Heimat zu verlassen: „Was aber hilft es, dänisch zu sein, wenn man zukünftig im Hamburger Umland ohne jeden Kontakt zu dänischen Organisationen leben muß, oder in Dänemark, wo man sich als Deutscher oder Halbdeutscher wie ein unbeliebter Gast Vorkommen kann ... ?“ Gerade die Kulturorganisation der dänischen Minderheit, nämlich Sydslesvigsk Forening (SSF), müsse sich

erneuern, meinte Frederik Rudbeck weiter, und zitierte in diesem Zusammenhang Fide Schulz, der „die südschleswigsche Vereins-Hierarchie als einen Koloß auf tönernen Füßen“ bezeichnet hatte. Mit „Lottoabenden, Grünkohlessen und Ausflügen für ältere Mitbürger“ könne man tatsächlich kaum auf Resonanz bei den Jüngeren rechnen. Vielmehr sei auch ein offener Dialog über die aktuellen und bedrängenden Probleme der Minderheit nötig, erklärte Rudbeck.

Damit hatten sich die Akzente in der Identitätsdiskussion binnen kurzer Zeit merklich verschoben. War es zunächst um die Probleme einiger jüngerer Südschleswiger gegangen, so rückten bald die Organisationen und Institutionen der Minderheit in den Mittelpunkt des Interesses. Aus der Frage nach der Identität von Individuen war die Frage nach dem Selbstverständnis der dänischen Arbeit in Südschleswig geworden.

2. „Drommen om Sydslesvig“ — und erste Konflikte

Im Sommer 1984 wagten die Kritiker der „Vereins-Hierarchie“ zunächst einen eigenen Entwurf: „Drømmen om Sydslesvig — kulturkamp eller folkelighed“ (Der Traum von Südschleswig — Kulturkampf oder „folkelighed“³). Unter dieser Überschrift wurde am 14./15. 9. 1984 wiederum in Rønshoved über die Lage der Minderheit im Süden der Grenze geträumt, nachgedacht und gestritten. Dabei ging es hoch her, so daß schließlich auf einer Tafel zu lesen stand: „Diskuter hårdt, men fornærm ikke.“ (Diskutiere hart, aber beleidige nicht!). Zum Auftakt hatte Fide Schulz in „Flensborg Avis“ vom 10. 9. 1984 eine Reihe aufreizender Fragen gestellt. Und Rolf Küssner veröffentlichte am gleichen Tag ein umfangreiches Grußwort, in dem er nicht nur gründlich mit den „etablierten“ Führern der Minderheit abrechnete, sondern auch Perspektiven aufzeigte: „Was neben den mehr oder weniger perfekt organisierten Aktivitäten wirklich benötigt wird, sind freie Gruppen und Aktivitäten, die Lust und Laune entspringen, ohne daß sie notwendigerweise in die engstirnigen Interessensphären der Organisationen hineinpassen müssen oder deren autorisierender Qualitätszeichen bedürfen.“ Tatsächlich führte das Treffen in Rønshoved zur Gründung einer solchen Gruppe, die „Flensborg Avis“ als ein „kritisches Debattierforum“ bezeichnete, während der Alt-Lektor des Nordfriisk Institut, Tams Jørgensen, kurz darauf den Namen „Frit Folkeligt Forum“ vorschlug. Die Treffen der Gruppe standen und stehen allen Interessierten offen, wobei es bewußt vermieden wurde, eine neue festgefügte Organisation zu bilden. Und das „Folkeligt Forum“ — wie es künftig meist genannt wurde — sollte schon bald eine entscheidende Rolle für die folgenden Diskussionen und die weitere dänische Arbeit in Südschleswig spielen.

Noch bevor sich die „Träumer“ in Rønshoved versammelten, hatte auch der Vorstand des Sydslesvigsk Forening (SSF) von sich reden gemacht. Denn bei einer

Sitzung Anfang September 1984 beschäftigte man sich mit der Frage, ob Transparente oder gar politische Parolen bei den Jahrestreffen der Minderheit geduldet werden sollten. Kurz zuvor hatte nämlich die Parole „NEJ TIL ATOMVÅBEN“ (Nein zu Atomwaffen) für beträchtliches Aufsehen gesorgt, weil sie von einigen Teilnehmern beim Jahrestreffen 1984 buchstabenweise auf der Brust getragen wurde. Das gefiel dem Vorstand aber ganz und gar nicht. Also wurde beschlossen, in Zukunft keinerlei Parolen mehr zuzulassen. Und in diesem Zusammenhang fiel auch der folgenschwere Satz: „Randgruppen sollten weder am Umzug noch an den Jahrestreffen beteiligt sein.“ Es war das Tageblatt der dänischen Minderheit, das den Vorstand der Kulturorganisation eben dieser Minderheit in einem Leitartikel vom 15. 9. 1984 unter der Überschrift „Randgrupper udelukket?“ (Randgruppen ausgeschlossen?) auf folgenden Umstand aufmerksam machen mußte: „Es sollte niemals vergessen werden, daß wir — als Minderheit — trotz all’ der feinen Worte über die guten Verhältnisse im Grenzland von vielen in der Mehrheitsbevölkerung als eine Randgruppe in der deutschen Gesellschaft aufgefaßt werden. Sollte dies der Mehrheit das Recht geben, uns aus der Gesellschaft auszuschließen? — Selbstverständlich nicht. Und ebenso selbstverständlich sind Randgruppen in unserer eigenen Gesellschaft ein Teil unserer Gesellschaft, und wir möchten sie daher auch gerne bei unseren Veranstaltungen sehen.“ Diesem Kommentar folgte eine Reihe nicht weniger kritischer Leserbriefe (18. 9., 20. 9., 26. 9., 27. 9.) — und auch dem Vorstand des SSF war der Schreck offensichtlich in die Glieder gefahren. Jedenfalls erklärte der Vorsitzende Ernst Vollertsen am 27. 10. 1984 beim Landestreffen in Husum: „Wir müssen heute feststellen, daß es auch außerhalb des SSF ein Dänentum in Südschleswig gibt. Dieses Dänentum dürfen wir bei unseren Jahrestreffen nicht ausschließen.“ Deshalb sollten nun auch Informationsstände verschiedener Gruppen bei den Jahrestreffen gestattet sein, während bei den Umzügen weiterhin nur der Danebrog „als das einzige, was das gesamte Dänentum vereint“, gezeigt werden dürfe. In der folgenden Diskussion setzte sich allerdings Marie Meyer auch weiterhin für die Zulassung von Parolen und Transparenten ein. Sie erklärte: „Habt doch Vertrauen zu unseren Randgruppen!“

Während der offene Dissens über die Transparente zunächst keine weiteren Folgen hatte, wurde das Landestreffen in Husum doch zum Ausgangspunkt des ersten handfesten Konflikts in der Minderheit. Denn der SSF-Vorsitzende Ernst Vollertsen und sein Stellvertreter Gerhard Ernst nutzten ihre Stellung auch dazu, um mit den Kritikern der „Vereins-Hierarchie“ ins Gericht zu gehen. Die Möglichkeit der Gegenrede aber blieb den ebenfalls anwesenden „Kritikern“ unter Hinweis auf die Satzung versagt, da sie nur Gäste seien. Dieses Verfahren und der

Stil der SSF- Vorstands brachten den besonders angegriffenen Fidde Schulz derart in Rage, daß er am 6. 11. 1984 einen Feserbrief unter der Überschrift „Preusseri i dansk forklædning“ (Preußentum in dänischer Verkleidung) veröffentlichte, in dem er seine Widersacher, die beiden „Ernste“ (Ernst’erne), als „kleine Despoten“ titulierte, die nur auf „Macht und Ehrenbezeugungen“ aus seien. Fidde Schulz steigerte seine persönlichen Angriffe dabei in einer Weise, daß er sich selbst zur Zielscheibe massiver Kritik machte, wie sie umgehend in einer Reihe von Leserbriefen zum Ausdruck kam (7. 11., 8. 11., 10. 11., 13. 11.). Daß er „in tiefer Enttäuschung und Wut“ geschrieben habe und dabei zu weit gegangen sei, räumte schließlich auch Fidde Schulz am 23. 11. 1984 selbstkritisch ein. Unterdessen hatte Ingrid Theemann aus Bredstedt festgestellt, daß in der Satzung der SSF tatsächlich gar kein Passus über das Rederecht von Gästen enthalten ist. Und in einem Leserbrief fragte sie daher den Vorstand, ob die Antwort auf ihren Antrag beim Landestreffen am 27. 10. 1984, auch die angegriffenen „Kritiker“ zu Wort kommen zu lassen, „eine Notlüge“ gewesen sei. Dazu nahmen Dieter Lenz und Ernst Meyer, der zweite stellvertretende Vorsitzende des SSF, am 7. 11. 1984 mit langatmigen Ausführungen Stellung, ohne die aufgeworfene Frage im Grunde wirklich zu beantworten. Nur zwei Jahre später war diese Problematik denn auch überholt: Beim SSF-Landestreffen 1986 in Husum durften sich nämlich alle Anwesenden frei äußern.

Durch die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Landestreffen am 27. 10. 1984 war eine breite Diskussion innerhalb der Minderheit in Gang gekommen, deren Seitentriebe hier nicht in allen Einzelheiten referiert werden können. Besonderes Aufsehen erregten im Winter 1984/85 allerdings die Thesen des langjährigen Volkshochschul-Lehrers und -Vorstehers Poul Engberg, der sich am 16. 11. 1984 mit einer „Kronik“ über den „Jugendaufbruch in Südschleswig“ zu Wort meldete. Engberg schrieb: „Die Kritik der jungen Leute in Südschleswig richtete sich in gewissem Umfang gegen die Absonderung (der Minderheit von der Mehrheit, Anm. K. Bä.). Man wünscht eine größere Offenheit gegenüber der übrigen Bevölkerung, nicht nur der friesischen, sondern auch derjenigen, die von deutscher Sprache und Kultur geprägt ist. Aber die Kritik geht noch weiter. Man protestiert auch dagegen, ‚das Dänentum über den Kopf gezogen‘ zu bekommen. Diesen Protest halte ich für ebenso notwendig wie gesund. Die jungen Leute sind durch den dänischen Schulbesuch einer entmündigenden, deutschen Hochkultur entgangen, und es kann nicht der Sinn der Sache sein, sie nun einer dänischen Hochkultur zu unterwerfen.“ Und weiter: „Die dänische Arbeit in Südschleswig soll weder für Dänemark noch ausgehend von einem dänischen Kulturimperialismus geleistet werden, sondern für die Menschen, die dort im Lande

leben.“ Gegenüber „Flensburg Avis“ erklärte Poul Engberg zudem: „Die dänische Kulturarbeit erreicht den einfachen Südschleswiger nicht und hat mit Erneuerung im Sinne von .folkelihood“ nichts zu tun. Denn .folkelihood“ kommt von unten und nicht von oben.“ Damit aber hatte Poul Engberg offensichtlich einen wunden Punkt berührt. Denn am 10. 12. 1984 antwortete ihm der SSF-Vorsitzende Ernst Vollertsen: „Wir in Südschleswig heißen jeden willkommen, der durch tägliche Arbeit dänische .folkelihood“ vermitteln will, aber gegenüber Besserwissern, die von außen schlaue Ratschläge erteilen, sind wir allergisch.“ Natürlich blieb auch diese Stellungnahme nicht unkommentiert, und Svend Overlade veröffentlichte am 18. 12. 1984 einen Leserbrief „Über die merkwürdigen Allergien des Herrn Vollertsen“, während Karin Johannsen-Bojsen am 20. 12. 1984 mit einem ironischen „Bravo, Vollertsen!“ reagierte. Bis in den Februar 1985 wurde lebhaft über die Thesen Poul Engbergs gestritten, wobei Marie Meyer am 25. 1. 1985 in einer bemerkenswerten „Kronik“ ihrer Befürchtung Ausdruck verlieh, als „Allerweltsdänin“ zwischen Vertretern der „Hochkultur“ und Aposteln der „folkelihood“ in die Klemme zu geraten.

Unterdessen machte auch das „Folkeligt Forum“ von sich reden. Bei einem Treffen in Leck wurde die Idee zur Durchführung eines „Sydslesvig-Festivals“ im Jahre 1985 geboren, und Fidde Schulz machte sich mit einigen Mitstreitern an die Vorbereitungen für eine Sommer-Hochschule. In einer „Kronik“, die am 9. 2. 1985 in „Flensburg Avis“ erschien, wies V. Tams Jørgensen auf die Traditionslinien der südschleswigschen „Auführer“ von Niels Bogh Andersen in den 30er Jahren über die „front og bro“-Generation der 50er Jahre bis zum „Folkeligt Forum“ in der Gegenwart hin. Einen Tag zuvor hatte sich Sven Engel mit einer „Fiasko-Versammlung“ des SSF in Flensburg befaßt, wo im 22. Distrikt nur 20 von 610 Mitgliedern zur wichtigsten Sitzung des Jahres erschienen waren. „SSF in Flensburg ist ein Altenklub, das sagen sie sogar selbst. Was soll ein 18jähriger in einem Altenklub?“ fragte Sven Engel. Und Björn Rosenbaum aus Eckernförde sprach am 23. 2. 1985 von einer „gesichtslosen Minderheit“.

Auch Peter Gerckens und Nils Vollertsen meinten in einer „Kronik“ vom 18. 3. 1985, daß die dänische Arbeit neue Wege gehen müsse, wobei ebenfalls das verstärkte politische Engagement vieler Angehöriger der Minderheit in der deutschen Gesellschaft nicht übersehen werden dürfe. Niemand habe die dahinter stehende Problematik deutlicher zum Ausdruck gebracht als Maike Lohse, die an der Duborg Skole in Flensburg unterrichtet. Sie erklärte: „Es reicht nicht aus, nur dänisch zu sein, wenn man riskiert, morgen eine Bombe auf den Kopf zu bekommen.“ Vor allem forderten Peter Gerckens und Nils Vollertsen eine stärkere Repräsentanz von Frauen in den Leitungsgremien der Minderheit, wodurch

auch eine größere Offenheit erreicht werden könne. Am 3. 5. 1985 stellte dann selbst Gerhard Ernst, der erste stellvertretende Vorsitzende des SSF, die Frage, ob die Organisationen der Minderheit und ihre Arbeit noch den Anforderungen der Zeit entsprächen. Gerade die globalen und radikalen Herausforderungen der Gegenwart kollidierten oft mit den vitalen Interessen der Minderheit, erklärt Gerhard Ernst. Das mühsam überlieferte dänische Kulturerbe müsse jedoch bewahrt werden, wenn der „historische und nationale Rückhalt“ der Minderheit nicht verlorengehen solle. Dem werde im SSF Rechnung getragen, und daher entspräche auch seine Arbeit nach wie vor grundsätzlich den Erfordernissen der Gegenwart, meinte Gerhard Ernst.

Bei den Jahrestreffen der dänischen Minderheit Anfang Juni 1985 traten die unterschiedlichen Auffassungen und Standpunkte abermals deutlich hervor. Während Dänemarks konservativer Regierungschef Poul Schlüter unter freiem Himmel in Flensburg sprach, führte der „Aufrührer“ Fidde Schulz im nordfriesischen Humptrup das Wort. Dabei ging auch der dänische Staatsminister auf die Auseinandersetzungen innerhalb der Minderheit ein und erklärte: „Ich habe die Debatte unter der hiesigen Jugend verfolgt und mich darüber gefreut, wobei ich mir gedacht habe, daß die Diskussion ja ein Ausdruck dessen ist, daß es sowohl zwischen den Generationen innerhalb der Minderheit als auch unter der Jugend gärt und Auseinandersetzungen gibt. Aber das ist nur gut so, denn gerade dort, wo die Jugend Versteinerungen von sich wirft, sind auch Wachstumskräfte vorhanden, gibt es den Willen, eine Zukunft aufzubauen, und werden neue Wege und Stege betreten, die der Jugend stets offenstehen — und zwar sowohl im Sinne einer Verpflichtung als auch eines Privilegs. Daher verstärkt die Diskussion ebenfalls unser Vertrauen darauf, daß das Dänentum in Südschleswig eine lebendige Zukunft vor sich hat.“ Zuvor hatte Poul Schlüter von einem guten Klima im Grenzland gesprochen und die positiven Absichten von Bundeskanzler Kohl und Ministerpräsident Barschewitz in Hinblick auf die Minderheitenpolitik gelobt (3. 6. 1985). Und wie stets bei entsprechenden Anlässen dankten Vertreter der südschleswigschen Organisationen und Vereine für die empfangene Hilfe und Unterstützung aus Dänemark.

Ganz andere Töne waren hingegen in Humptrup zu vernehmen. Dort sagte Fidde Schulz: „Laßt es die Sache unserer offiziellen Repräsentanten sein, die dänische Regierung und das Folketing zu preisen und ihnen zu danken. Meine Freude über

Dänemark knüpft sich an die Menschen, die ich dort kennengelernt habe und die ich schätze, was sie auch tun. Meine Grüße sollen daher eine Huldigung an die Arbeitslosen, die sozial Ausgegrenzten und alle jene sein, die um ihre Rech-

te kämpfen.“ Weiter bemerkte Fidde Schulz über Dänemark: „Vom Ferienland meiner Kindheit ist fast nichts bewahrt worden.“ Er fürchte „eine datentechnisch gut geschmierte, ökonomische Steuerungsgesellschaft“ in Dänemark und setzte dieser das Bild einer „solidarischen Gesellschaft“ entgegen, „wo der Schwächste ebenso wertvoll und wichtig ist wie der Stärkste.“ Fidde Schulz beklagte, daß in Südschleswig immer noch diejenigen, die „unseren kleinen, internen ‚Staatsapparat‘ beherrschen“, darüber bestimmten, was geschähe. Und er forderte: „Laßt uns auf jene setzen, die etwas anderes wollen als Aufrüstung und ökonomisches Wachstum um jeden Preis. Laßt uns an die alten dänischen Ideale der ‚folkelighed‘ anknüpfen ... Volksmacht bedeutet Radikalität und Wärme. Sie bedeutet Sammlung und Bewegung von unten und scharfe Kritik an jenen, die an der Spitze des Machtapparats stehen.“

Damit waren auch sehr unterschiedliche gesellschaftliche und politische Betrachtungsweisen zum Ausdruck gekommen. Hatte sich aus der Identitätsdiskussion der Jahre 1983/84 bald die Frage nach dem Selbstverständnis der dänischen Arbeit in Südschleswig ergeben, so war die Debatte 1984/85 mehr und mehr in einzelne Teilbereiche dieser Arbeit vorgestoßen. Nicht nur die innere Struktur des SSF und seine praktische Tätigkeit, sondern auch eine Erneuerung der dänischen Arbeit im Sinne einer von unten wachsenden „folkelighed“ standen im Mittelpunkt des Interesses. Wohl kaum je zuvor war in „Flensburg Avis“ mit Leserbriefen, redaktionellen Beiträgen und „Kroniken“ so intensiv über die Zukunft der Minderheit diskutiert und gestritten worden. Dabei machten allerdings heftige persönliche Angriffe einerseits und die fehlende Bereitschaft zum offenen Dialog andererseits bisweilen eine konstruktive Auseinandersetzung unmöglich.

3. Sydslesvig-Festival og Sommerhøjskole

„Lad solen skinne“ (Laßt die Sonne scheinen) — mit diesem Wunsch begleitete ein Leitartikel von „Flensburg Avis“ das erste „Sydslesvig-Festival“ am 6. Juli 1985 auf dem Mikkelberg bei Hattstedt. Sieben junge Frauen vom „Folkeligt Forum“ hatten eingeladen — und 1250 Besucher kamen. Zwar blieb das Wetter an der friesischen Westküste „durchwachsen“, aber nahezu sämtliche Organisationen, Vereine, Schulen und Kindergärten der Minderheit sowie „Flensburg Avis“ und die Dansk Centralbibliothek waren vertreten, darunter auch die sogenannten „Randgruppen“ wie „Frauen für den Frieden“ und „Nein zu Atomwaffen“. Dinne und Henry Buhl hatten ihr Anwesen, die ehemalige Hattstedter Mühle samt dem ausgedehnten Areal auf dem Mikkelberg, uneigennützig zur Verfügung gestellt. Es gab Unterhaltung, Musik und viele Informationen. Vor allem

aber kam nun jener Dialog in Gang, der noch knapp 10 Monate zuvor beim SSF-Landestreffen im Husum Hus verweigert worden war. Manche Vereinsvorsitzenden rieben sich verdutzt die Augen: Es gab also tatsächlich auch außerhalb ihrer kleinen, wohlgeordneten Welt ein Dänentum in Südschleswig — und dieses Dänentum war jung, bunt und quicklebendig. Insgesamt wurde das erste „Sydslesvig-Festival“ auf dem Mikkjelberg ein solcher Erfolg, daß nicht nur die zahlreichen Besucher und Mitwirkenden, sondern auch die Organisatorinnen selbst überrascht waren. Und dabei markierte selbst das Geschehen auf dem Mikkjelberg nur einen Anfang: Ein Jahr später konnte man in Tydal bei Eggebek schon mehr als 2000 Besucher und Teilnehmer zählen.

Mitte Juli 1985 begann dann auch die erste Sommerhochschule in Eigenregie auf Sylt. Abseits des Massentourismus waren rund 40 Teilnehmer — vom halbjährigen Kleinkind bis zum grauhaarigen Großvater — für acht Tage in der Westertländer Hans-Meng-Skole zusammengekommen. Die Klassenzimmer im Erdgeschoß hatten sich in Schlafstuben verwandelt, und in den übrigen Räumen konnten allerlei künstlerische und handwerkliche Talente ausgebildet werden. Das Angebot reichte von Töpfern über Fotografieren, Zeichnen und Malen, Schneidern, Spinnen und Färben bis hin zu einer Theatergruppe. Für alle Aktivitäten weilten Sach- und Fachkundige unter den Teilnehmern. Daneben wurde Sport getrieben — und die Kinder konnten unter Aufsicht in der Gymnastikhalle toben. Jeden Abend standen besondere Vorträge und Diskussionen auf dem Programm: So sprach Niels Vollertsen über die Probleme der dänischen Minderheit von 1945 bis in die Gegenwart — und entfachte damit eine heiße Diskussion. Karl Andresen erzählte aus seiner Kindheit zwischen 1926 und 1936: „Von Kalleshave bei Achtrup bis an das Ende der Welt — bis nach Leck.“ Besonderen Eindruck machte der Poet, Entertainer und Kommunalpolitiker Nann Söderberg aus Keitum, der in dänischer, friesischer, deutscher und englischer Sprache über Sylt berichtete. Des weiteren standen ein Referat über „Nordfriesland im Nationalsozialismus“ und ein Abschlußfest mit der Präsentation der Arbeitsergebnisse auf dem Programm. Daneben wurde natürlich immer wieder über die aktuellen Probleme der Minderheit diskutiert, wobei die Situation an den Schulen und die „reichsdänische Indoktrination“ im Unterricht eine besondere Rolle spielten. In diesem Zusammenhang stieß Horst Hoop, der dänische Schulleiter im nordfriesischen Vollerwiek, auf ungeteilte Zustimmung, als er erklärte: „Ich indoktriniere meine Kinder auf ihre Heimat und auf sich selbst.“

Auch die erste, selbstorganisierte Sommerhochschule wurde ein voller Erfolg. Und so dauerte es nicht lange, bis sich breite Zustimmung artikuliert. Zunächst grüßte Tams Jørgensen mit einem „SKÅL!“ diejenigen, die „den Aufruhr organi-

sierten“ (22. 7. 1985). Dann spitzte Frederik Rudbeck die Feder und stellte fest: „Südschleswigs Jugend hat neue Wege gefunden.“ Er forderte die älteren Vereins-Vorsitzenden noch einmal auf, nun endlich den Dialog mit ihren jugendlichen Kritikern zu suchen. Denn: „Der Ideenreichtum dieser jungen Leute ist wohl kaum erschöpft.“ (2. 9. 1985). Auch der Vorsitzende von „grænseforeningene“, Professor H. P. Clausen, der bald darauf als Kultusminister in das dänische Kabinett berufen wurde, äußerte sich auf einem Delegiertentreffen Mitte Oktober 1985 in Nyborg anerkennend über die „Identitäts-Debatteure und jene jungen Leute, die im vergangenen Jahr selbständige Initiativen in Südschleswig in Gang gebracht haben.“ Weiter erklärte H. P. Clausen: „Ich betrachte den wachsenden deutschen Respekt für das dänische Element im südschleswigschen Alltag und die vielen Anzeichen für eine positive Entwicklung im südschleswigschen Dänentum — in gedanklicher wie auch in kräftemäßiger Hinsicht — als Ausdruck derselben Tendenz: Nämlich, daß das Dänentum südlich der Grenze sowohl nach außen, als auch nach innen konsolidiert ist. Dieses Dänentum hat Kraft genug, um kritisch darüber nachzudenken, was es heißt, unter den gegenwärtigen Bedingungen dänisch zu sein, und ein solches Nachdenken ist die wichtigste Voraussetzung für ein weiteres dänisches Leben“ (14. 10. 1985).

Schließlich kam selbst der SSF-Vorsitzende Ernst Vollertsen nicht umhin, die Aktivitäten der „Aufrührer“, denen er zunächst skeptisch gegenübergestanden hatte, zu loben. Beim Landestreffen seiner Organisation erklärte er Ende Oktober 1985 in Husum: „Das Festival wurde nicht zu einem alternativen Jahrestreffen, es war neu und andersartig, und auch die Sommerhochschule hatte einen anderen Inhalt als eine normale Volkshochschul-Woche. Wir gratulieren unseren jungen Leuten zu diesen Initiativen. Mit ihrem Draufgängertum und ihrer Beharrlichkeit haben sie bewiesen, daß sie nicht nur außen vor stehen und herumkritisieren, sondern die künftige Entwicklung mitgestalten wollen, indem sie selbst aktiv werden und sich engagieren.“ In seinem Jahresbericht forderte Ernst Vollertsen sogar dazu auf, eine offene Diskussion zu führen und „die Verantwortung auf so viele Schultern wie möglich zu verteilen“. Für Diskussionsstoff sorgte bei diesem Jahrestreffen eine Untersuchung über die Tätigkeit des SSF in Flensburg. Dabei hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Frauen zwar den größten Teil der praktischen Arbeit leisteten, aber in den Leitungsgremien der Organisation kaum vertreten waren. Marika Kaniewski-Jensen aus Flensburg forderte daher, „daß die Frauen auf der höheren Ebene besser repräsentiert sein müssen, während sie an der Basis zu entlasten sind“. Und Marie Meyer fragte in diesem Zusammenhang den Vorstand, warum denn bei den Jahrestreffen 1985 unter den 59 Rednern nur drei Frauen gewesen waren.⁴

Im Gegensatz zum Vorjahr löste das SSF-Landestreffen im Oktober 1985 keine neuen Leserbrief-Debatten in „Flensburg Avis“ aus. Erst eine Podiumsdiskussion am 23. Januar 1986, die das „Folkeligt Forum“ in Zusammenarbeit mit SSF und SSW organisierte, sorgte wieder für Zündstoff und Auseinandersetzungen innerhalb der Minderheit. Denn im Husum Hus diskutierten Hanne Severinsen, Mitglied des Folketings und ehemalige Stellvertretende Vorsitzende der bäuerlich-konservativen Partei „Venstre“ in Dänemark, Gert Petersen, Mitglied des Folketing und Vorsitzender der Sozialistischen Volkspartei in Dänemark, Bodil Janssen-Meyer, eher linksorientierte Kindergärtnerin aus Wanderup, und Werner Matlok, eher rechtsgerichteter Pastor aus Glücksburg, über die Frage: „Hat unsere Gesellschaft eine Zukunft?“ Natürlich traten dabei die unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Standpunkte — auch innerhalb der Minderheit — deutlich zutage. Schon im Vorfeld der Diskussion war es zu heftigen Leserbrief-Debatten in „Flensburg Avis“ gekommen, die sich auch nach der Veranstaltung fortsetzten. Während die deutschen Medien (Presse, Rundfunk und Fernsehen) von der gutbesuchten Podiumsdiskussion im Husum Hus keinerlei Notiz nahmen, informierten „Flensburg Avis“ und Danmarks Radio ausführlich darüber. Allerdings wurde die Berichterstattung von „Flensburg Avis“ als „einseitig“ zugunsten Werner Matloks kritisiert (1.2., 8. 2. 1986). Schließlich erweckte Ende Januar 1986 noch das erste südschleswigsche „Kunst- und Lyrik-Cafe“ Aufmerksamkeit, das Fidde Schulz in der alten Hattstedter Mühle auf dem Mikkelsberg arrangiert hatte. Dort spielte nicht nur das Hermann Liebers Quartett aus Flensburg auf, sondern es gelangte auch eine Parodie über die Umzugspläne von „Flensburg Avis“ zur Aufführung, und darüber hinaus konnte allerlei Selbstgedichtetes zum Besten gegeben werden. Auf Grund des großen Zuspruchs folgte schon am 13. 4. 1986 das „Kunst- und Lyrik-Cafe Nr. 2“, an dem sich nun ebenfalls Maler und Graphiker von der Westküste beteiligten.

Mit dem „Sydslesvig-Festival“, der Sommerhochschule, der Podiumsdiskussion im Husum Hus und dem „Kunst- und Lyrik-Cafe“ hatten die „Aufführer“ 1985/86 deutliche Akzente gesetzt und die dänische Arbeit in Südschleswig um neue und attraktive Varianten bereichert. Dabei stießen die Aktivitäten der Mitglieder des „Folkeligt Forum“ nicht nur allgemein auf breite Zustimmung, sondern brachten auch erstmals einen konstruktiven Dialog mit den „etablierten“ Vereinsvorsitzenden in Gang. Doch noch bevor dieser Dialog Früchte tragen konnte, wurde er von einem neuen schweren Konflikt überschattet, der zunächst jede weitere Zusammenarbeit unmöglich machte.

4. Der Konflikt: „Flensburg Avis“, die Aktien und der SSF-Vorstand

Der Streit entzündete sich im Grunde an einer Marginalie. Bei der Aktionärsver-

sammlung von „Flensborg Avis“ am 26. April 1986 sollte nämlich auch ein neues Mitglied in den Aufsichtsrat gewählt werden. Und dafür war vom Aufsichtsrat Karl Otto Meyer vorgeschlagen worden, der den SSW im Schleswig-Holsteinischen Landtag vertritt und über 20 Jahre lang als Chefredakteur von „Flensborg Avis“ gewirkt hatte. Es lag nahe, Karl Otto Meyer für den Aufsichtsrat zu nominieren, nachdem er seinen Posten als Chefredakteur aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mußte — kannte er „seine“ Zeitung doch von der Pike auf. Plötzlich aber trat ein Gegenkandidat für die Wahl zum Aufsichtsrat in Erscheinung. Und so begann die Gerüchteküche zu kochen. In einer auch durch zahlreiche persönliche Beziehungen miteinander verbundenen Minderheit kann aus einer Mücke schnell ein Elefant werden. Und es bleibt selten verborgen, wer hinter den Kulissen die Drähte zieht.

„Flensborg Avis“ befand sich 1985/86 ohnehin in einer Umbruchsituation. Der Wechsel des Chefredakteurs stand bevor, neue Techniken kündigten ihren Einzug an, und für die altersschwache Rotation mußte Ersatz beschafft werden. Ausbau- und Umzugspläne wurden geschmiedet. Jeder hatte ein Wörtchen mitzureden. In der Redaktion herrschte Verunsicherung. Und zu allem Überfluß mischten sich auch noch bekannte dänische Zeitungen „mit guten Ratschlägen“ in die südschleswigsche Diskussion. Wie sollte es mit „Flensborg Avis“ weitergehen? Wer würde den zukünftigen Kurs bestimmen? Und wie würde dieser Kurs aussehen? — Zudem gab es natürlich einige Leser, die Karl Otto Meyer seine oft kritischen Leitartikel verübelten — und auch das radikaldemokratische, soziale und auf den Landesteil Schleswig bezogene Engagement des Landtagsabgeordneten Meyer war offenbar nicht jedermanns Sache. Zumindest einzelne wünschten sich in Kiel lieber einen Mann eher konservativen Zuschnitts und mit dezidiert dänisch-nationalen Tönen. Alle diese Aspekte kulminierten schließlich in der Wahl zum Aufsichtsrat von „Flensborg Avis“. Aus der Marginalie war plötzlich eine Art Grundsatzentscheidung geworden.

Der Vorstand des „Sydslesvigsk Forening“ (SSF) schüttete wenige Tage vor das Aktionärsversammlung noch zusätzlich Öl in das Feuer, indem er gegenüber „Flensborg Avis“ erklärte: „Wir werden von unserem Aktienpaket Gebrauch machen, aber es soll in der Öffentlichkeit nicht bekannt werden, wie wir abstimmen.“ (24. 4. 1986). Schon einen Tag später hagelte es Leserbriefe und Proteste. Gleich sechs Unterzeichner eines Leserbriefes forderten: „Mehr Offenheit.“ Reinhold Urban, Lehrer und gegenwärtig Kulturreferent der dänischen Jugendorganisation SdU (Sydslesvigsk dansk Ungdom) warnte: „Mangelnde Offenheit schafft Unsicherheit und Mißtrauen.“ Und Jørgen Pedersen aus Flensburg fügte hinzu: „Ich hoffe, daß man die Aktionärsversammlung von ‚Flensborg Avis‘ mit

dem Gesang der dänischen Nationalhymne („I alle de riger og lande“) beginnt. Desweiteren hoffe ich, daß alle genau überlegen, ob sie auch mitsingen können: „... ich kämpfte mit offenem Visier.“ Mein Eindruck ist nämlich, daß einige Leute bei diesem Satz erröten müssen.“ Noch am Tag der Aktionärsversammlung gab der SSF-Destrikt Wallsbüll bekannt, daß man den Vorstand der Organisation einstimmig auffordere, für Karl Otto Meyer zu stimmen. Und nur Karl Otto Meyer selbst bemühte sich, die Lage zu beruhigen. In einem Leserbrief am 25. 4. 1986 erklärte er: „Bei einer demokratischen Wahl der Unterlegene zu sein, ist nichts Negatives. Ich kann mit einem Abstimmungsresultat leben, das gegen mich ausfällt und betrachte es nicht als eine Niederlage.“

Bei der „Kampfabstimmung“ selbst entfielen dann von 2951 abgegeben Stimmen 1134 auf Karl Otto Meyer und 1811 auf seinen Gegenkandidaten Bodo Daetz, den dänischen Schulleiter in Kupfermühle, der damit gewählt war. Während die weit überwiegende Mehrzahl der Kleinaktionäre für den ehemaligen Chefredakteur gestimmt hatte, entschieden sich der Großkaufmann Hans Paulsen (700 Aktien), die Union-Bank (mit einem größeren Aktien-Paket) und der SSF-Vorstand mit 500 Aktien für Bodo Daetz. Damit hatte das Stimmenpaket des SSF den Ausschlag gegen Karl Otto Meyer gegeben. Und in den Reihen der „einfachen“ Vereins-Mitglieder brach nun ein Sturm der Empörung los. Noch während der Aktionärsversammlung wurde darüber diskutiert, wie man am besten aus dem SSF austreten könnte (28. 4. 1986). Schon einen Tag später gaben fünf Mitglieder öffentlich ihren Austritt bekannt. Am 1. 5. 1986 sprach der Flensburger Künstler Holger Hattesen von „Stimmenmißbrauch“. Karin Johannsen-Bojsen erwartete eine Erklärung des SSF-Vorstandes. Bodil Jannsen-Meyer fragte: „Warum habt ihr das getan?“ Und Maike Lohse schrieb: „Wir sind viele, die sich tief getroffen fühlen und über das Abstimmungsresultat bitter enttäuscht sind, das mit *unseren* SSF-Aktien als Zünglein an der Waage zustande kam.“ Auch in den folgenden Tagen riß der Strom entsprechender Leserzuschriften in „Flensborg Avis“ nicht ab. Karl Otto Meyer mußte sich unterdessen erneut gegen Angriffe aus Dänemark zur Wehr setzen. So hatte „Jyske Tidende“ geschrieben, daß sich der ehemalige Chefredakteur bei der Aktionärsversammlung „in einer peinlichen Hauptrolle“ befinden werde. Und „Der Nordschleswiger“ wußte sogar von einem Bruch zwischen SSF und SSW zu berichten. Karl Otto Meyer trat diesen Fehlinformationen und Spekulationen ruhig und sachlich entgegen, indem er noch einmal darauf hinwies, daß es sich um einen normalen Wahlvorgang gehandelt habe. Kritik übte er allerdings daran, „daß einige wenige in unseren eigenen Reihen (der dänischen Minderheit, Anm. K. B.) meinten, alles von vornherein organisieren und festlegen zu sollen.“ So habe man sogar versucht, ihn selbst von seiner Kandidatur abzubringen — und erst durch das

Geschiebe hinter den Kulissen sei auch die Gerüchteküche in Gang gekommen, erklärte Karl Otto Meyer (29. 4. 1986).

Durch die Auseinandersetzungen um die „Kampfabstimmung“ waren die wichtigen Entscheidungen über die Zukunft von „Flensburg Avis“, die auf der Aktionärsversammlung am 26. 5. 1986 ebenfalls zur Diskussion standen, zeitweilig in den Hintergrund getreten. Dabei hatte der Aufsichtsratsvorsitzende der „Flensburg Avis“-AG, Pastor Hans Parmann, in einem umfassenden Rechenschaftsbericht die Gründe offengelegt, die nach vielen Diskussionen zu dem Beschluß geführt hatten, einen Neubau für Redaktion, Druck und Technik am Wittenbergweg im Flensburger Industriegebiet zu errichten (28. 4. 1986). Nicht zu Unrecht wies Hans Parmann in diesem Zusammenhang darauf hin, daß es sich um eine der wichtigsten Entscheidungen in der fast 120jährigen Geschichte der Zeitung gehandelt habe. Eine weitere wichtige Entscheidung mußte hinsichtlich der Umbesetzung der Chefredaktion von „Flensburg Avis“ gefällt werden. Als neuen Chefredakteur hatte der Aufsichtsrat zum 1. 5. 1986 Paul Weede verpflichtet, der aus Südschleswig stammt und zuletzt bei der liberal-konservativen Zeitung „Frederiksborgs Amts Avis“ in Dänemark gearbeitet hatte. Während auch diese Entscheidungen bei den Großaktionären von „Flensburg Avis“ auf lebhafteste Zustimmung stießen, forderte Alt-„Auführer“ Niels Bogh Andersen die Aktionärsversammlung auf, den Aufsichtsrat nur mit knapper Mehrheit zu entlasten, um damit die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen. Auch Holger Hattesen vom „Folkeligt Forum“ ging mit dem Aufsichtsrat ins Gericht, indem er erklärte, man habe den neuen Chefredakteur Paul Weede am amtierenden Chefredakteur Rudolf Mach vorbei auf den Schild gehoben und dabei zunächst vorgegeben, lediglich einen Stellvertreter zu engagieren. Hattesen meinte, es müsse von einem „politischen Ränkespiel“ gesprochen werden, das das Ziel habe, „die Zeitung zu einem meinungs- und haltungslosen Organ zu machen“ (28. 4. 1986).

Schon zuvor hatte Fidde Schulz in einem bemerkenswerten Leserbrief am 25. 4. 1986 die Frage gestellt: „Flensburg Avis — et organ for folkelighed eller en dod sild?“ (Flensburg Avis — ein Organ für „folkelighed“ oder ein toter Hering?). Fidde Schulz erklärte in seinem Beitrag, die Zeitung habe in der Zeit der nationalpolitischen Auseinandersetzungen vor 100 Jahren ihre große Aufgabe gehabt. Sie war „das wichtigste Organ im Kampf gegen das Preußentum ... Doch die Zeit des Nationalitätenkampfes ist vorbei.“ Der schwerste Fehler sei begangen worden, als man in den 60er Jahren „den einzigen blühenden Zweig“ des Zeitungshauses, nämlich die „Südschleswigsche Heimatzeitung“, einstellte und „wie einen verhutzelten Beinstumpf“ in „Flensburg Avis“ integrierte. Nicht einmal

ein Mann wie Karl Otto Meyer habe das übriggebliebene dänisch-deutsche Mischprodukt wirklich beleben können, meinte Fidde Schulz, so daß „die Zeitung in Südschleswig heute faktisch der ‚private‘ Spielplatz und das interne Mitteilungsorgan einiger tausend Kern-Dänen und der großen Funktionärsgruppe ist.“ Diese Entwicklung zeige sich auch in der Personalpolitik: Während kritische Journalisten wie Karl Otto Meyer die Zeitung verlassen müßten, hätten unbequeme und energische Leute keine Chance mehr, eine Anstellung zu finden. Und, so Fidde Schulz weiter: „Das alles paßt gut zu einer Zeitung, die eine rein nationale Alibifunktion wahrnimmt.“

Doch weder der Leserbrief von Fidde Schulz noch die Ausführungen von Holger Hattesen oder Niels Bogh Andersen konnten auf die Großaktionäre von „Flensborg Avis“ irgendeinen Eindruck machen. Mit rund 2700 gegen 270 Stimmen wurde dem Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft Entlastung erteilt. Am 1. 5. 1986 trat Paul Weede dann seine neue Stellung als Chefredakteur an. Einen guten Monat später wurde die neue Rotation am Wittenbergweg in Betrieb genommen. Und im November 1986 folgte schließlich auch der Umzug der Redaktion aus der Innenstadt in das westliche Industriegebiet. In seinem ersten Leitartikel vom 3. 5. 1986 hob Paul Weede hervor, daß „Flensborg Avis“ auch in Zukunft „das Sprachrohr des südschleswigschen Dänentums“ bleiben werde. Weiter erklärte der neue Chefredakteur: „Flensborg Avis‘ möchte eine liberale Zeitung sein, wach und offen für alles, was sich in der näheren Umgebung rührt. Und die Zeitung soll durch einen sauberen, vielseitigen und ausgewogenen Journalismus geprägt werden. Doch ‚Flensborg Avis‘ wird dort, wo Kritik nötig ist, ebenfalls kritisch sein — aber nicht um der bloßen Kritik willen.“

An demselben Tag, an dem Paul Weede seine redaktionellen Leitlinien bekanntgab, meldete sich auch der SSF-Vorsitzende Ernst Vollertsen wieder zu Wort. Nach den Austritten, Protesten und der massiven Kritik wegen des Verhaltens des SSF-Vorstands bei der Aktionärsversammlung von „Flensborg Avis“ teilte Ernst Vollertsen den „lieben Leserbriefschreibern“ mit, daß er bei der nächsten Vorstandssitzung am 13. 5. 1986 auch über den Gebrauch der Aktien des SSF Rechenschaft ablegen werde. Und diese Sitzung stünde allen interessierten SSF-Mitgliedern offen. Darauf forderte Tams Jørgensen am 7. 5. 1986 die Mitglieder des SSF auf, zahlreich in Schleswig zu erscheinen. Tatsächlich machten sich eine Reihe Interessierter am 13. 5. 1986 auf den Weg — doch die Veranstaltung endete mit einem Fiasko und noch schärferen Auseinandersetzungen. Denn Gerhard Ernst, der die Sitzung leitete, verweigerte den „Gästen“ — ganz nach dem Muster des SSF-Landestreffens 1984 in Husum — das Rederecht und war auch nicht bereit, die offizielle Sitzung für eine Fragestunde zu

unterbrechen. Daraufhin verließen die teilweise von weither angereisten „Gäste“ die Sitzung, was vom Vorstand als „Auszug der Gladiatoren“ bezeichnet wurde, wobei Ernst Vollertsen davon sprach, daß die von ihm Eingeladenen wohl „auf Krawall ausgewiesen“ seien. Zwar nahm der SSF-Vorsitzende diese Äußerung später zurück, aber für das Klima des „Treffens“ in Schleswig war sie wohl symptomatisch (15. 5. 1986). Ein sachliches Gespräch konnte mit dem SSF-Vorstand offenbar nicht mehr geführt werden. Dabei stieß das Vorgehen von Ernst Vollertsen und Gerhard Ernst nun selbst innerhalb des eigenen Vorstands auf herbe Kritik: Man hätte die Stimmabgabe bei der Aktionärsversammlung von „Flensburg Avis“ zuvor beraten müssen, hieß es, und auch das Verhalten von Gerhard Ernst gegenüber den eingeladenen Gästen in Schleswig sei keineswegs glücklich gewesen (15. 5. 1986). In den Leserbriefspalten von „Flensburg Avis“ jagte eine kritische Stellungnahme die nächste. Selbst Leser, die 50 Jahre lang aufmerksam der Zeitung gefolgt waren, konnten sich das merkwürdige Verhalten des SSF-Vorstands nicht mehr erklären (24. 5. 1986). Ernst Vollertsen und Gerhard Ernst, die ihr Verhalten weiterhin zu rechtfertigen versuchten, standen nun allein auf weiter Flur. Doch selbst in dieser Situation scheute Gerhard Ernst nicht davor zurück, seine Kritiker abzukanzeln. So hielt er Solveig Johansen, die aus Dänemark stammt, seit Jahren an der dänischen Schule in Friedrichstadt unterrichtet und zu den Organisatorinnen der ersten „Sydslesvig-Festivals“ zählte, einen „elementaren Mangel an Kenntnissen über Südschleswig“ vor, den sie durch „verbale Kraftausdrücke“, „leere, pathetische Gedankenkonstruktionen“ und unrealistische Vorschläge zu kompensieren versuche (29. 5. 1986). Daraufhin stellten sich bekannte Angehörige der Minderheit wie Flemming Meyer, Maïke Lohse, Karin Johannsen-Bojsen und W. L. Christiansen spontan und vorbehaltlos hinter Solveig Johansen (12. 6. 1986).

Auch während der Jahrestreffen Ende Mai/Anfang Juni 1986 spielte das Verhalten des SSF-Vorstandes bei der Aktionärsversammlung von „Flensburg Avis“ eine wichtige Rolle. So meinte Maïke Fohse in Rieseby, es wäre vernünftig gewesen, mit Karl Otto Meyer einen erfahrenen Journalisten in den Aufsichtsrat zu wählen, „der auch für den kleinen Mann kämpft.“ Lisbeth Mikkelsen erklärte in Westerland, nach der Identitäts- sei jetzt eine Organisationsdebatte überfällig. Und Dieter Küssner fügte hinzu, daß es schlimm sei, wenn eine Organisation „das Gespräch mit ihren Mitgliedern verweigert.“ Auch Reinhold Urban stellte sich in Oeversee hinter die Kritiker des Vereins-Vorstands und meinte: „... Kritik wird oft als mangelnde Solidarität mit der Minderheit und ihren Organisationen aufgefaßt. Doch Solidarität und Kritik sind zwei Seiten derselben Medaille: Nur ein lebender Fisch kann herausfmden, wie man gegen den Strom schwimmt.“ Schärfere Töne wurden in Flensburg laut. Dort erklärte der Journalist Leif Jon-

asson: „Gebt den Bürokraten niemals die Möglichkeit, über die Entwicklung der ganzen Volksgruppe zu bestimmen. Denn wenn das geschieht, haben wir uns dem Preußentum in dänischer Verkleidung ausgeliefert“ (2. 6. 1986).

Eine vielbeachtete Rede hielt Marike Hoop unter freiem Flimmel in Husum, wobei sie sich abwechselnd der dänischen und plattdeutschen Sprache bediente. Marike Hoop sagte: „Ja, geschlossene Ohren und Augen, das ist etwas, womit wir Erfahrung haben. Das ist der Alltag für uns Südschleswiger in den äußeren Distrikten geworden. Flensburg — das ist unser universelles Schimpfwort (und damit ist die dortige Feitung gemeint. . .)“. Hinsichtlich der Politik der Flensburger Minderheiten-Führung gegenüber Eiderstedt kritisierte Marike Hoop besonders, daß Institutionen geschlossen und kaum nachvollziehbare Beschlüsse gefaßt würden. Hinzu komme die große Arbeitslosigkeit. „Wir sind besser qualifiziert (als einige dänische Tageszeitungen, Anm. K. Bä.), um Zukunftsprognosen für die Minderheit zu machen — und die sehen düster aus“, erklärte Marike Hoop. Die Jugend verschwinde nach Dänemark oder Süddeutschland, wo es noch Arbeit gibt. Und der Rest habe die Nase voll davon, sich in irgendwelchen Vereinen auf eine imaginäre „Wiedervereinigung“ mit Dänemark vorzubereiten. Schließlich erklärte Marike Hoop: „Viele haben in den letzten paar Jahren den Eindruck bekommen, ich könnte Dänemark nicht leiden — doch das genaue Gegenteil ist der Fall. Aber ich kann auch Deutschland leiden — auf seine Weise, weil das Deutsche ein Teil meines Alltags ist, und den kann ich leiden. Am besten kann ich allerdings Südschleswig leiden — und dafür habe ich mich denn auch entschieden“ (2. 6. 1986).

Ernst Vollertsen und der SSF-Vorstand waren über derlei Reden bei den Jahrestreffen keineswegs begeistert. Und auf einer Sitzung in Risum beklagte man sich denn auch über „den Ton und die Formulierungen“, mit denen das eigene Gremium kritisiert worden war. Jeden Anflug von Selbstkritik ließ der SSF-Vorsitzende dabei jedoch abermals vermissen (6./7. 6. 1986). Lichtblicke bildeten in dieser Zeit lediglich das zweite „Sydslesvig-Festival“ am 14. Juni 1986 in Tydal bei Eggebek und die Sommerhochschule 1986 in Tönning. Über 2000 Besucher und Teilnehmern tummelten sich beim zweiten „Sydslesvig-Festival“ vor zwei Bühnen, wo allerlei Musikgruppen, Lyriker, Laienschauspieler und Chöre auftraten. Rund 60

Informationsstände hatten über Zulauf nicht zu klagen. Und „Flensborg Avis“ berichtete unter der Überschrift „Sommer, Sonne und ‚folkelihood‘“ (16. 6. 1986). Auch die Sommerhochschule in der Uffe-Skole in Tönning wurde ein voller Erfolg. Zwei Videogruppen, die das Geschehen dokumentierten, stießen auf be-

sonderes Interesse. Wiederum wurde eifrig über die Situation der Minderheit diskutiert, wobei Hermann Liebers selbst bei einem Vortrag über alternative Medizin mit einer Puppe hantierte, die den beziehungsreichen Namen „Ernst Ernst“ trug (2. 7. 1986).

Doch das Vorgehen des SSF-Vorstands bei der Aktionärsversammlung von „Flensburg Avis“ und sein Verhalten bei dem „Treffen“ in Schleswig waren nicht vergessen. Die Leserbrief-Auseinandersetzungen in „Flensburg Avis“ gingen unablässig weiter. Und am 24. 6. 1986 tat Tams Jørgensen einen entscheidenden Schritt. In einem offenen Brief an der SSF-Vorstand forderte er dazu auf, mit der „Ernsterei“ (Ernstieriet) in der Organisation endlich Schluß zu machen. Unter Hinweis auf das Verhalten von Gerhard Ernst in Schleswig und dessen Ausführungen über Solveig Johansen erklärte Tams Jørgensen, daß der erste stellvertretende SSF-Vorsitzende seiner Aufgabe nicht gewachsen sei „und seinen Hut nehmen sollte“. Über den SSF-Vorsitzenden Ernst Vollertsen bemerkte Tams Jørgensen, daß er sich zwar immer bemüht habe, „seine Pflicht zu tun und doch manches darüber hinaus“, daß er aber offensichtlich Diskussionen mit Kritikern aus dem Weg gehe. Und den „dritten Ernst“, nämlich Ernst Meyer, der einen Beisitzerposten im SSF-Vorstand einnimmt, daneben auch dem Aufsichtsrat von „Flensburg Avis“ angehört und der sich bisher merkwürdig bedeckt gehalten hatte, forderte V. Tams Jørgensen auf, endlich öffentlich Farbe zu bekennen: „Will man nämlich den Gerüchten glauben, hat er vielleicht gute Gründe, so zurückhaltend zu sein.“ Tatsächlich wurde in süd-schleswigschen Kreisen nämlich vermutet, daß es Ernst Meyer gewesen sei, der bei „Flensburg Avis“ hinter den Kulissen die Fäden gegen Karl Otto Meyer gesponnen habe. Zusammenfassend erklärte V. Tams Jørgensen daher in seinem offenen Brief: „Meiner Meinung nach wäre es die ehrenwerteste Lösung, wenn der ganze Vorstand seine Mandate zur Verfügung stellt.“

Als jedoch deutlich wurde, daß der SSF-Vorstand nicht an Rücktritt dachte, Ernst Meyer sich weiter bedeckt hielt, und Ernst Vollertsen lediglich mit einem durch allerlei Paragraphen gespickten Brief auf Tams Jørgensens Ausführungen antwortete (28.6. 1986), begann am 12.7. 1986 eine Anzeigen-Kampagne in „Flensburg Avis“. Täglich erschienen nun kleine Annoncen mit dem Text: „An den SSF-Vorstand: Offenheit ist gefordert!“ (Til SSF's forretningsudvalg: Åbenhed efterlyses!). Daraufhin griff Gerhard Ernst, der schon 1955 mit einer Gedichtsammlung in einem bekannten Kopenhagener Verlag debütiert hatte⁵, zur Feder und verfaßte einen Leserbrief in Versform (19. 7. 1986). Dabei ließ Gerhard Ernst sich erneut zu persönlichen Angriffen hinreißen und bezichtigte ausgerechnet Tams Jørgensen, „Galle, Gift und Haß zu speien“. Nun mobilisier-

te auch Fidde Schulz seine dichterischen Talente, bezog für Tams Jørgensen Stellung und griff erneut die „Ernsterei“ an (24. 7. 1986). Tams Jørgensen selbst antwortete am 31. 7. 1986 als „ernstlich privilegierter Vorsänger“ (ernstelig privilegeret forsanger) mit „der Hundeweise“ (hundevisen) und verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, nach den Ausführungen von Gerhard Ernst in Zukunft wenigstens noch „bjaef“ (zu Deutsch: „wuff“) sagen zu dürfen. Gerhard Ernst aber hatte mit seinem „Gedicht“ vom 19. 7. 1986 den Bogen endgültig überspannt: Am 7. 8. 1986 meldete „Flensburg Avis“ in großer Aufmachung den Rücktritt des stellvertretenden SSF-Vorsitzenden. Einen guten Monat später wurde dann auch die Anzeigen-Kampagne in „Flensburg Avis“ gestoppt. Die Mitglieder des „Folkeligt Forum“ setzten damit ein erstes Zeichen, um die Konfrontation innerhalb des SSF abzubauen.

Hatte sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1985 ein konstruktiver Dialog zwischen den Vereins-Vorsitzenden und ihren Kritikern angebahnt, so machte das Abstimmungsverhalten des SSF-Vorstands bei der Aktionärsversammlung von „Flensburg Avis“ jede weitere Zusammenarbeit vorerst unmöglich. Das „Sprachrohr des südschleswigschen Dänentums“ bekam zwar einen Neubau, und bald waren auch einige redaktionelle Verbesserungen festzustellen, aber die Zeitung verlor mit Karl Otto Meyer einen begnadeten Journalisten und Leitartikelschreiber, dessen kritischer Sachverstand weit über Flensburg hinaus zu einem Markenzeichen geworden war. Der SSF-Vorstand wiederholte dann bei seiner Sitzung Mitte Mai 1986 in Schleswig jene Fehler, die er schon bei dem Landestreffen in Husum 1984 begangen hatte. Jedes Gespräch wurde unmöglich, dem Vorstand mangelte es an der Fähigkeit zur Selbstkritik, und der SSF erlebte die wohl schwerste Krise seit seiner Gründung. Während das „Folkeligt Forum“ seine Arbeit mit dem zweiten „Sydslesvig-Festival“ und der Sommerhochschule 1986 erfolgreich fortsetzte, bedurfte es erst verbaler Entgleisungen, bis der stellvertretende Vorsitzende des SSF den Mut zum Rücktritt fand. Damit wurde auch der Weg frei, um zu einer konstruktiven Auseinandersetzung zurückzufinden.

5. Ein Neuanfang und „der Flaschenhals“

Während nach dem Rücktritt von Gerhard Ernst allmählich wieder Ruhe im SSF einkehrte, begann der September 1986 mit einer scharfen Kritik von Nicolai Büchert an der SSW-Fraktion im Flensburger Rathaus. Unter der Rubrik „Synspunkt“ (Blickpunkt) schrieb Büchert am 5. 9. 1986 in „Flensburg Avis“, daß es bedauerlich und unverständlich sei, warum der neunköpfigen Fraktion keine Frauen angehören. Weiter erklärte er: „Das schlimmste aber, dessen sich die

neun dänischen Ratsmitglieder in Flensburg schuldig gemacht haben, war, ... daß sie dafür gesorgt haben, daß ‚Die Grünen‘ nicht in allen Ausschüssen vertreten sind. Welch eine Tat, die Ihr da vollbracht habt! Sicher wurde sie von einem untertänigen Blick zu CDU und SPD begleitet und von dem Gedanken: Könnt Ihr nun erkennen, was wir für artige Jungens sind?“ So wie Karl Otto Meyer 1984 die Äußerung des SSF- Vorstands über „Randgruppen“ kritisiert hatte, wies nun Nicolai Büchert darauf hin, daß die Vertreter der dänischen Minderheit in den Parlamenten andere kleine Parteien nicht ausgrenzen dürften. Und er prophezeite dem SSW in Flensburg weitere schwere Stimmenverluste, wenn eine derartige Politik gegen jedes nordische Demokratieverständnis fortgesetzt würde. Nicolai Bücherts Ausführungen stießen überwiegend auf Zustimmung (9. 9., 11. 9., 13. 9. 1986), vereinzelt aber auch auf Kritik (10. 9. 1986).

Am 18. 9. 1986 hatte das „Folkeligt Forum“ dann erneut zu einer Podiumsdiskussion geladen. In der dänisch-friesischen Schule in Risum diskutierten Marie Tängeberg, Lehrerin an der Risumer Schule, Thede Boysen, Student aus Risum, Bodil Jannsen-Meyer, Kindergärtnerin aus Wanderup, und Heinrich Schulz, Schulleiter aus Garding, über das Verhältnis von Dänen und Friesen. Dabei konzentrierte sich die Auseinandersetzung bald auf die Frage, ob das Engagement des SSF und der dänischen Schulen für die friesische Sprache und Kultur ausreichend seien. In diesem Zusammenhang wurde die Forderung erhoben, daß an sämtlichen dänischen Schulen in Nordfriesland auch friesischer Unterricht angeboten werde. Darüber hinaus mußte festgestellt werden, daß es durch mangelnde Kommunikation zwischen SSF und der „Foriining for nationale Friiske“ offenbar zu mancherlei Mißverständnissen gekommen war (20.9.1986). Beim SSF-Landestreffen am 8. 11. 1986 in Husum wurde die Risumer Diskussion dann auf Antrag von Tams Jørgensen in einer besonderen Arbeitsgruppe fortgesetzt. Thede Boysen wies nun darauf hin, daß an den deutschen Schulen in Nordfriesland seit einiger Zeit verstärkt auch in friesischer Sprache unterrichtet wird. „Wenn sich die Dänen nun nicht daran beteiligen wollen, die regionale Kultur zu fördern, so werden wir den Deutschen in die Arme getrieben“, erklärte Thede Boysen. Ernst Vollertsen meinte daraufhin, daß diese Problemstellung neu sei und weiter diskutiert werden müsse (10. 11. 1986).

Im übrigen gab es im Vorfeld des SSF-Landestreffens am 8. November 1986 noch eine weitere Diskussion, die das „Folkeligt Forum“ am 10. 10. 1986 in Schafflund arrangierte. Dort ging es um die Frage, was man mit dem SSF anfangen könnte („Hvad skål SSF bruges til?“). Dabei kam wiederum massive Kritik an der bisherigen Politik der Organisation zum Ausdruck. Hans W. Han-

sen, Lehrer an der Du- borg Skole in Flensburg, meinte: „Phantasielosigkeit prägt die Leitungen vieler Distrikte, während sie eigentlich ‚Graswurzeln‘ sein sollten.“ Er schlug vor, den Posten eines „Graswurzeln“-Konsulenten zu schaffen, der dann die einzelnen Distrikte beraten könnte (10.10.1986). Einen Tag vor der Veranstaltung in Schafflund meldete sich auch Gerhard Ernst mit einem „Synspunkt“ in „Flensburg Avis“ wieder zu Wort. Dabei war es nun plötzlich der zurückgetretene, stellvertretende SSF-Vorsitzende, der den SSF-Vorstand kritisierte. Gerhard Ernst warnte nämlich davor, bei der Wahl seines Nachfolgers erneut hinter den Kulissen zu schieben. Jetzt müßten die Kritiker und „Auführer“ zeigen, was sie könnten, meinte Gerhard Ernst — und am besten sollte eine Frau gewählt werden. Tams Jørgensen nahm nun umgehend die Gelegenheit wahr, seinem ehemaligen Widersacher in seinem Leserbrief für seine offenen Ausführungen zu danken (10. 10. 1986).

Tatsächlich wurde beim SSF-Landestreffen am 8. November 1986 in Husum nicht mehr hinter den Kulissen agiert. Für die Wahl zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden standen drei Kandidaten zur Verfügung: Bodil Jannsen-Meyer, Edith Sigaard Madsen und Andreas Lorenzen. Schon der erste Wahlgang brachte ein klares Ergebnis: Von 125 abgegeben Stimmen entfielen 66 auf Edith Sigaard Madsen, während Bodil Jannsen-Meyer 33 und Andreas Lorenzen 26 Stimmen erhielten. Damit war die Lehrerin Edith Sigaard Madsen zur ersten stellvertretenden Vorsitzenden des SSF gewählt worden. In seinem Rechenschaftsbericht ging der Vorsitzende Ernst Vollertsen nun auch auf die umstrittenste Entscheidung des Jahres, nämlich die Stimmabgabe des SSF bei der Aktionärsversammlung von „Flensburg Avis“ ein. Er erklärte: „Der Vorstand war der Auffassung, daß es unglücklich sei, wenn der alte Chefredakteur an der ‚Aufsicht‘ über seinen gerade neu eingestellten Nachfolger beteiligt würde. Uns war zwar bekannt, daß der Aufsichtsrat der Zeitung keinen Einfluß auf die redaktionelle Linie des Blattes hat, aber der Aufsichtsrat ist doch für das Gesamtunternehmen ‚Flensburg Avis‘ verantwortlich und er kann gegebenenfalls den Chefredakteur entlassen.“ Ernst Vollertsen bestritt energisch, daß irgendwelche politischen Gründe bei der Entscheidung gegen Karl Otto Meyer eine Rolle gespielt hätten. In der anschließenden Diskussion wies Maike Lohse noch einmal darauf hin, daß es vor allem die Vorgehensweise des SSF-Vorstands gewesen sei, die Verbitterung ausgelöst habe. Und Tams Jørgensen sagte:

..... Ernst Vollertsen stimmt sicher darin mit mir überein, daß Menschen Fehler machen können, und daß die Entscheidung (im Gefolge der Aktionärsversammlung die Öffentlichkeit nicht zu unterrichten, Anm. K. B.) ein solcher Fehler war. Die Offenheit von Organisationen muß permanent gewährleistet sein. Niemand darf das Gefühl haben, daß es etwas gibt, das nicht an das Licht der Öffentlich-

keit kommt.“ Im übrigen meinte Tams Jørgensen, daß die Auseinandersetzungen um die Abstimmung auf der Aktionärsversammlung von „Flensborg Avis“ nunmehr wohl erledigt seien. Beim SSF-Landestreffen in Husum konnte man also wieder eine gemeinsame Sprache finden. Und „Flensborg Avis“ stellte erleichtert fest: „Eine lange Diskussion ohne schwere Auseinandersetzungen“. Ein Neuanfang zwischen „Aufführern“ und „Etablierten“ war gelungen.

Doch die intellektuelle Diskussion sollte auch nach dem SSF-Landestreffen fortgesetzt werden. Und wieder war es Fidde Schulz, der in einem Interview mit „Flensborg Avis“ am 28. 11. 1986 Anstöße gab und an den Grundfesten national-dänischer Überzeugungen rüttelte. Diesmal hatte sich der vielseitige „Auführer“ auf historisches Terrain vorgewagt. Er erklärte: „Der größte Teil Südschleswigs war bereits lange vor 1864 für Dänemark verloren. Auf sprachlichem und kulturellem Gebiet wurde der Landesteil bereits seit dem ausgehenden Mittelalter vom Deutschen geprägt. Die dänische Staatsgewalt stand Südschleswig immer unentschlossen gegenüber. Das einzige positive Interesse, das die dänischen Könige an Südschleswig hatten, waren Soldaten, Steuern und Abgaben. Aber so ist das immer gewesen mit den Herren der Macht — überall und zu jeder Zeit.“ Weiter erklärte der dänische Lehrer: „Ich glaube wohl, daß ich mich, wenn ich damals gelebt hätte, am Aufstand (oprør) gegen die dänische Staatsgewalt beteiligt hätte, die die Freiheit unterdrückte. Daß es später unter der preußischen Oberhoheit noch schlimmer kommen würde, konnten die Idealisten in Schleswig und Holstein schließlich nicht voraussehen.“ Des weiteren meinte Fidde Schulz, daß die nationalromantische Geschichtsbetrachtung an den dänischen Schulen langsam aufhören mußte. Und zu seiner eigenen Identität bemerkte er: „Mein eigener Hintergrund ist deutsch, dänisch und friesisch. Und ich würde mir wünschen, daß wir von der Engstirnigkeit wegkommen, die ein .Entweder-Oder“ bedeutet.“

Schließlich setzten die „Auführer“ im Dezember 1986 mit einer südschleswigschen, satirischen Jahresschrift — „dem Flaschenhals“ (Flaskehalsen) — noch einen besonderen Akzent.⁶ Der Titel „Flaschenhals“ war dabei der südschleswigschen Geographie entnommen: „Wir sind eine Insel der Arbeitslosigkeit, ein Flaschenhals, ein Blumensamen, ein Engpaß zwischen den Meeren.“ Mit ätzendem, dänischen Zynismus, gegen den der berühmte „schwarze Humor“ britischer Prägung geradezu zahnlos wirkt, wurden im „Flaschenhals“ die Geschehnisse innerhalb der Minderheit aufgespießt. Selbst die Ehrennadeln des SSF benannte man in „Krawallmacher“-Medaillen um. Die Leitartikel von Paul Weede erschienen als schlichtes „Oh“. Ein deutscher Literatur-Professor führte den Nachweis, daß es sich beim Schleswig-Holstein-Lied im Grunde um eine dänische Schöpfung handelte. Ernst Vollertsen wurde zum „Paragraphen“-

Menschen (siehe Abbildung) und „Det lille Teater“ teilte mit, daß demnächst ein Theaterstück über südschleswigsche Identitätsprobleme gegeben werde: „To be or not to be.“ Unter den Kleinanzeigen hieß es: „Auf ewigen Gehörschaden — lauscht Radio Schleswig-Holstein.“ Karl Otto Meyer erschien, „wie manche ihn sehen“, nämlich als bombenwerfender Anarchist in Brokdorf. Im übrigen sorgten manche Stilblüten des „Nordschleswigers“ für den nötigen Spott. Und selbst die dänische Königin machte anlässlich ihres Besuchs bei der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig ein recht zerknirschtes Gesicht. Selten dürfte etwas so Spritziges und Witziges in Flensburg produziert worden sein. Und nur eine Zeichnung, die verschiedene Frauen aus der Minderheit als keulenschwingende Furien darstellen soll, wirkt verunglückt.

6. Einordnung, Bewertung und Ausblick

Sicher sind die Auseinandersetzungen innerhalb der Minderheit südlich der Grenze noch längst nicht abgeschlossen. Aber vom Diskussionsstand am Ende des Jahres 1986 ausgehend kann man dem südschleswigschen Dänentum zu seinen „Aufrührern“ und „etablierten“ Vereinsvorsitzenden im Grunde nur gratulieren. Die Kreativität und das Beharrungsvermögen der „Aufrührer“ einerseits und die Fähigkeit der „etablierten“ Vereins-Vorsitzenden andererseits — trotz mancher, gelegentlich selbst verschuldeter Verstörungen — immer wieder auf Kritik einzugehen und den Dialog aufzunehmen, verdienen hohe Anerkennung. Dabei erscheinen die Auseinandersetzungen innerhalb der dänischen Südschleswiger wie Lehrstücke in Demokratie. Denn zur Demokratie gehören die Kritik, offene Diskussionen und der Konflikt — aber auch die Fähigkeit, sich immer wieder zusammenzuraufen. Und die dänische Minderheit scheint alle diese Qualitäten zu besitzen.

Ohne das Korsett der dänischen Vereine und Institutionen wird es allerdings wohl auch in Zukunft nicht gehen. Sie bleiben Grundlage und Voraussetzung aller dänischen Arbeit in Südschleswig. Selbst ein Blick auf die berufliche Tätigkeit der „Aufrührer“ zeigt, daß sie nahezu alle bei dänischen Schulen, Kindergärten oder sonstigen Kultureinrichtungen ihr Auskommen finden. Zumindest in diesem Punkt unterscheiden sich die Kritiker kaum von den „etablierten“ Repräsentanten der Minderheit. Die Dominanz festangestellter „Kulturarbeiter“ auf nahezu allen Feldern dänischer Aktivität in Südschleswig erscheint allerdings durchaus nicht unproblematisch — denn wo bleibt da der „einfache“ Südschleswiger“, der Angestellte, Handwerker, Arbeitslose oder Kaufmann? Eine Anregung von Tams Jørgensen, die sprachlichen und soziologischen Verhältnisse der Minderheit einmal genauer zu untersuchen, wurde bis heute nicht aufgegriffen. Sollen in diesem Zusammenhang einige möglicherweise unangenehme

Tatsachen lieber im verborgenen bleiben?

Auffällig ist des weiteren, daß die „Auführer“ überwiegend an der friesischen Westküste leben oder von dort stammen. Vielleicht wird damit einmal mehr deutlich, daß die besonderen Verhältnisse Nordfrieslands — der weite Horizont zwischen Weitläufigkeit und Kirchturmpolitik — ebenfalls die Lebensauffassungen und Kulturmuster der einzelnen Menschen prägen. Gegenüber den Friesen selbst scheint allerdings auch der SSF noch einen „Nachholbedarf“ zu haben. Die konsequente Unterstützung des Nordfriisk Instituut hat in Nordfriesland immer dankbare Anerkennung gefunden, aber wie steht es um den friesischen Sprachunterricht an den dänischen Schulen Nordfrieslands? Künftige SSF-Vorstände werden sich nicht nur daran messen lassen müssen, wie sie mit ihren Kritikern umgehen, sondern auch daran, wie sie es mit der regionalen, friesischen Kultur halten.

Durch das Auftreten des „Folkeligt Forums“ ist Bewegung in die südschleswigsche Kulturlandschaft geraten. Die dänische Minderheit erscheint heute auch für „Außenstehende“ nicht länger als ein vor allem national geprägter, abgeschotteter und einheitlicher Block. Gerade das „Sydslesvig-Festival“, die Sommerhochschule und verschiedene Diskussionsveranstaltungen bilden ebenfalls eine Brücke zur deutschen Mehrheitsbevölkerung. Sicher ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß das dänische Kulturerbe, in dessen Mittelpunkt natürlich die Sprache steht, bewahrt werden muß, wenn die Minderheit nicht in einen Auflösungsprozeß geraten will. Aber gerade ein kulturelles Erbe bedarf permanenter Erneuerung, braucht die Vermittlung und Umsetzung in die Gegenwart. Und nicht Vorstandsmitglieder des SSF in Flensburg, sondern die Mitstreiter im „Folkeligt Forum“ haben neue Wege und Formen dänischer Kulturarbeit gefunden, die die Menschen in Südschleswig tatsächlich erreichen.

Die dänische Minderheit kann sich heute nach innen und außen in einem konsolidierten Zustand präsentieren. Sie hat die Kraft, selbst schwere Konflikte offen auszutragen, kein noch so scharfer Kritiker oder noch so hart angegriffener Vereins- Vorsitzender ist je auch nur auf die Idee gekommen, den dänischen Kulturkreis zu verlassen, und sogar das wichtige Element der Selbstironie hat mit dem „Flaschenhals“ Eingang in die Minderheit gefunden. Die eigentliche Stärke der dänischen Arbeit in Südschleswig aber scheint in den „Graswurzeln“ der „folkelighed“ zu liegen. Selbst die alles nivellierenden, elektronischen Medien können die Wirkungen einer von unten wachsenden Kulturarbeit offenbar nicht einebnen. Die deutsche Hochkultur verfügt — vielleicht abgesehen von Reminiszenzen an die Arbeiterbewegung vor 1933 — über keine der dänischen „folkelighed“ vergleichbaren Traditionen. Die nationalsozialistische Kulturver-

wüstung wirkt — gerade in Schleswig- Holstein — weiterhin nach. Und Deutschland wird, wie Gustav Heinemann es einmal gesagt hat, immer ein „schwieriges Vaterland“ bleiben.

Kulturell scheint das dänische Element in Südschleswig heute kaum wirklich bedroht zu sein. Und dabei ist es sicher auch kein negatives Zeichen, wenn nationaldänische Töne neuerdings in dänischen Kreisen ebenso allergische Reaktionen hervorrufen können wie deutschnationale. Mit der jahrzehntelangen Herabsetzung der schleswigschen Zweiströmigkeit als „Speckdänentum“, „Slesvigismus“, „nationaler Unzuverlässigkeit“ oder einem „Mischlings“-Charakter („blakede“) sollte auf deutscher und dänischer Seite endgültig Schluß sein. Zu Südschleswig gehört der Dreiklang von Friesisch, Dänisch und Deutsch. Wer auch nur ein Element zu verdrängen versucht, muß den eigenen Entfaltungsmöglichkeiten und seiner Heimat Gewalt antun. Das schließt die Einnahme eines dezidiert nationalen Standpunktes im übrigen nicht aus. Aber die Zeit der nationalpolitischen Konfrontation ist vorbei.

Im Gegensatz zur kulturellen Lebenskraft des dänischen Elements in Südschleswig scheint seine politische Repräsentanz schon eher bedroht zu sein. Denn ob es dem SSW bei der bevorstehenden Landtagswahl am 13. 9. 1987 — trotz seiner Befreiung von der Fünfprozentklausel — gelingt, wieder 23 000 Stimmen für ein Mandat auf sich zu vereinigen, bleibt zweifelhaft. Sollte der Sitz im Schleswig-Holsteinischen Landtag jedoch verlorengehen, so müssen auch Rückwirkungen auf die Situation der Minderheit und ihre Kulturarbeit erwartet werden.

Die schwerste Bedrohung des dänischen Elements in Südschleswig geht heute allerdings wohl von der wirtschaftlichen Entwicklung aus. Die ökonomische Marginalisierung des Landesteils ist weit fortgeschritten. Insbesondere Nordfriesland bildet seit einigen Jahren nicht nur das Gebiet mit den geringsten Durchschnittseinkommen, sondern auch mit den höchsten Arbeitslosenquoten in der Bundesrepublik Deutschland. Die Folgen einer verfehlten Strukturpolitik haben unterdessen auch die übrigen Gebiete Südschlewigs und insbesondere Flensburg erfaßt. Arbeitsemigranten ziehen nach Süden. Und vor allem viele junge Leute müssen den Landesteil spätestens nach der Berufsausbildung verlassen, wenn sie überhaupt noch eine Anstellung finden wollen. An Rückkehr ist jedoch nicht mehr zu denken. Südschleswig unterliegt einem ökonomischen Auszehrungsprozeß, der zwar alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen trifft, vor allem aber die friesische Volksgruppe und die dänische Minderheit existenziell bedroht. Bislang ist es vor allem der SSW-Abgeordnete Karl Otto Meyer gewesen, der auf die bedrückende Wirtschaftslage in Südschleswig hingewie-

sen und mit konstruktiven Vorschlägen nach Abhilfe gesucht hat. Daß sich auch die anderen Parteien — wie jüngst die SPD mit ihrem Strukturprogramm für Südschleswig — verstärkt dieser ökonomischen Probleme annehmen, liegt sicher nicht nur im Interesse der dänischen Minderheit, sondern des ganzen Landesteils.

ANMERKUNGEN:

1 Für den folgenden Beitrag wurden die Jahrgänge 1983 bis 1986 von „Flensborg Avis“ ausgewertet. Für die Unterstützung bei der Materialbeschaffung und für zahlreiche Hinweise ist vor allem Tams Jørgensen zu danken, der Ostern 1987 in Husum verstarb (siehe besonderen Nachruf in diesem Heft). Des weiteren stützt sich die Ausarbeitung auf Gespräche mit Karen und Fidde Schulz (Brekum/NF), Reinhold Urban (Flensburg) sowie eigene Eindrücke des Verfassers bei verschiedenen Aktivitäten der dänischen Minderheit. Datumsangaben in Klammern beziehen sich auf den Erscheinungstag von Beiträgen in „Flensborg Avis“. Alle Übersetzungen wurden vom Verfasser selbst vorgenommen.

2 Zur Identitätsdiskussion unter den Friesen vgl. auch: Reimer Kay Holander, „Was ist das: ‚Friesische Identität?‘“, in: Zeitschrift NORDFRIESLAND Nr. 41, 11. Bd./Heft 1 (August 1977), S. 12, sowie die Beiträge zur Identitätsproblematik und zum Regionalismus in den folgenden Ausgaben dieser Zeitschrift (Nr. 42/44, 45/46, 50/51, 52).

3 Der Begriff „folkelighed“ läßt sich nicht ins Deutsche übersetzen und wird daher hier auch im folgenden stets in Anführungsstrichen wiedergegeben. Die deutsche Übersetzung „Volklichkeit“ führt in die Irre, da „folkelighed“ nichts mit dem Bedeutungsfeld von „Volkstum“ zu tun hat. Grundtvig schrieb gelegentlich auch „folkelighed“, was mit „Volks-Gleichheit“ übersetzt werden könnte. Siehe: V. Tams Jørgensen, „En folkelig avis“, Kronik in: „Flensborg Avis“ vom 4. 5. 1985.

4 Angaben nach: „Kontakt“, 15. Jahrg./Nr. 9 (November 1985), S. 7 f. Seit dem 1. 5. 1986 erscheint „Kontakt“, das Mitgliedermagazin des SSF, nicht mehr selbständig, sondern als wöchentliche Beilage zur Donnerstags-Ausgabe von „Flensborg Avis“.

5 Gerhard Ernst, „Gensker af det tabte“, Kopenhagen 1955. Vgl. auch die lesenswerte Autobiographie von Gerhard Ernst, „Drenge i Norregade“, in: „Barn og ung i Sydslesvig. 1900—1982“, Bd. 2, Flensburg 1986, S. 296—336.

6 „Flaskehalsen“ kann zum Preis von 7,00 DM bei den Sekretariaten des SSF bezogen werden. Das farbige Heft im Großformat zählt 28 Seiten und ist von vorzüglicher Druckqualität.

Geschichte lernen im Museum

Möglichkeiten des Unterrichts in einer Gemäldeausstellung

1. *Die Ausstellung*

1.1. *Konzeption*

Das Städtische Museum Flensburg besitzt eine umfangreiche Porträtsammlung, die sich aus rund 200 Gemälden zusammensetzt. Größtenteils befinden sich die Exponate in den Magazinen und sind somit der Öffentlichkeit bislang nicht zugänglich¹. 70 Gemälde aus diesem eigenen Bestand wurden daher vom 8. 2. bis zum 12. 4. 1987 in der Ausstellung „Das Bildnis im Wandel der Zeit“ einem breiteren Publikum präsentiert. Das Hauptziel der Ausstellung war, einen breitgefächerten Querschnitt des musealen Gemäldebestandes mit einer kleinen „Geschichte der Porträtmalerei“ zu kombinieren. Damit ergaben sich verschiedene Ansatzmöglichkeiten für die Ausstellungskonzeption.

Den Ausgangspunkt bildete der Bestand des Flensburger Museums: Die Auswahl beschränkt sich auf etwa 300 Jahre, d. h. vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart, lokal sind in der Sammlung viele Flensburger Persönlichkeiten oder solche von landesweiter Bedeutung vertreten. — Um keine stereotype Aneinanderreihung von Porträts zu erhalten, die mit einer streng chronologischen Ordnung eingetreten wäre, begann die Suche nach thematischen Schwerpunkten. Es lag nahe, eine Einteilung vorzunehmen, die die menschliche Gesellschaft widerspiegelte: Frauen-, Kinder- und Männerbildnisse. Die letzte Gruppe ist mit dem Terminus „Standesporträt“ jedoch besser umschrieben, da der Mann fast nur in Verbindung mit seiner gesellschaftlichen Stellung erscheint.

Diese drei großen Gruppen belegten die drei zusammenhängenden Ausstellungsräume des Museums; in den vierten und letzten Raum wurden Künstler-selbstbildnisse sowie Porträts aus dem familiären und freundschaftlichen Umkreis der Künstler gehängt. Auf diese Weise erreichte man eine räumliche Trennung von Auftragsarbeiten und unabhängig geschaffenen Selbstporträts, die dem Betrachter zumeist ohne Konzessionen entgegentraten. Die Besucher standen so den Künstlern selbst gegenüber, deren Werke auf die anderen drei Räume verteilt waren, so daß Vergleichsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Auffassungen gegeben waren. Überhaupt entwickelten sich die linear, diagonal und quer ausgerichteten Verbindungen zu einem wesentlichen Merkmal der Ausstellungskonzeption.

Linear wurde eine Geschichte der Porträtmalerei etwa vom 17. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert hinein angestrebt. Jeweils typische Darstellungen aus den verschiedenen Zeiträumen verdeutlichten sowohl den malerischen Stil einer Epoche als auch die jeweilige Personenauffassung. Bereits ein Rundgang in einem Raum sollte die Entwicklung vom repräsentativen, großformatigen Bildnis zu aufgelockerten Wiedergaben vermitteln. Man konnte verfolgen, wie die Pinselführung im Verlauf der Zeit deutlich großzügiger gehandhabt und die Pose des Porträtierten immer ungezwungener wurde. Ließ der Besucher seinen Blick diagonal in den Raum schweifen, so begegneten ihm Kontraste, die die Veränderungen innerhalb der Porträtmalerei bildlich vor Augen führten.

Dieses Grundkonzept einer linearen Entwicklungsgeschichte der Porträtmalerei kombiniert mit einer kontrastreichen, motivischen Gegenüberstellung in der Diagonalen wurde bei allen Gruppen wiederholt. Falls der Wandel der Persönlichkeitsauffassung nicht anhand einer Gemäldefolge in einem Raum bereits erkannt wurde, so konnte der Betrachter durch die mehrmalige Wiederholung der gleichen Konzeption in den anderen Räumen trotzdem die Tendenzen erfassen. Da die Ausstellung bewußt Gemäldefolgen als didaktisches Mittel einsetzte, beschränkten sich die begleitenden Texte auch nur auf die notwendigsten Informationen.

1.2. Inhaltliche Aspekte

Die Porträt- oder Bildnismalerei beabsichtigt, das Bild einer Persönlichkeit eines bestimmten Menschen wiederzugeben. Noch im 19. Jahrhundert strebte der Künstler ein möglichst getreues Abbild der äußeren Gestalt an, während zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Aussagefähigkeit über das Wesen des Porträtierten entscheidend wurde. Bildnismalerei kann seit dieser Zeit auch losgelöst von der Maltechnik gesehen werden. Die Wandlung in der Darstellungsweise stand im Mittelpunkt eines jeden Raumes.

Die Selbstbildnisse von Künstlern nehmen in der Porträtmalerei eine Sonderstellung ein. Im 19. Jahrhundert porträtierten sie sich noch traditionell mit ihren Arbeitsmaterialien: Kreide für die Vorzeichnung, mehrere Pinsel und Farbpalette (Abb. 1). Weiterhin begegnet man häufig den blauen Malerkitteln, die in den offiziellen Akademien getragen wurden. Das Künstlerbildnis gehört insofern zu der Gruppe der Standesporträts. Um 1900 ist ein Wandel in der Darstellung zu beobachten: Der Künstler beginnt, sich auf sein Wesen zu konzentrieren, beginnt, sein Spiegelbild kritisch zu betrachten. Der Blick wird skeptisch, fragend und zweifelnd zugleich, wobei eine expressionistische Malweise dem Künstler

zu sehr persönlichen Aussagen verhilft. Die Augen werden die wichtigste Partie eines Bildes. Das fragende Element dominiert im 20. Jahrhundert, nur die male-
rische Umsetzung ist veränderlich, einmal breit fließend, zum anderen facetten-
haft oder sachlich, realistisch.

In den Räumen mit den Auftragsarbeiten verdeutlichten die Standesporträts,
daß im 17. Jahrhundert überwiegend großformatige Gemälde geschaffen wur-
den. Fast lebensgroße, stehende Dreiviertelfiguren traten dem Betrachter ge-
genüber, sahen ihn leicht von oben herab an (Abb. 1). Diese Haltung und der
damit verbundene Ausdruck ist durch die frühere Verwendung von Bildnissen zu
erklären: Als repräsentative Selbstdarstellungen fanden die Porträts von über-
wiegend Adelligen ihren Platz in einer Ahnenreihe und veranschaulichten bildlich
Geschlechterfolge, personifizierten Ruhm und demonstrierten den Fortbestand
der Familie. Diese absolutistisch geprägten Wiedergaben erhielten damit einen
bewußt gewählten, erhöhten Standort und wurden von den Künstlern perspekti-
visch entsprechend angelegt.

In der folgenden Zeit verkleinerten sich die Formate deutlich in dem Maße, wie
neben den adeligen Auftraggebern sich das Bürgertum etablierte. Bei den Män-
nerporträts traten um 1800 vermehrt Berufsbezeichnungen auf, ein Merkmal für
das gestiegene Selbstbewußtsein dieses erstarkenden Standes. Die gelegent-
lich intim anmutenden Porträts etwa von Branntweinbrennern oder Bäckermeis-
tern fanden überwiegend in den eigenen Bürgerhäusern Platz, deren Größe
bescheidener ausfiel als die der adeligen Residenzen. Sie bedingten zwangs-
läufig kleinere Darstellungen. Anfangs medaillonähnlich, fast naiv-detailtreu
ausgeführte Porträts entwickelten sich im 19. Jahrhundert mit zunehmender
Wohlhabenheit des Bürgertums zu Darstellungen größeren Formats. Gegen
1900 war dieses großbürgerliche Repräsentationsbedürfnis voll ausgeprägt, so
daß in den Gemälden wieder Anklänge an traditionelle Personenauffassungen
spürbar werden. Dazu zählt beispielsweise das 1906 gemalte Porträt des Flens-
burger Kommerzienrates Friedrich Wilhelm Selck von Plans Peter Feddersen
(1848—1941).

Die Frauenbildnisse wurden im 17. Jahrhundert ebenfalls von Porträts repräsen-
tativen Charakters bestimmt. Zu der Adelligen mit schöngeistigen Attributen wie
der Rose gesellte sich um 1800 die Bürgerliche, bezeichnenderweise versehen
mit einer Beigabe wie Strickzeug. Der Betrachter verbindet so mit der Frau ein-
nen fest umrissenen Lebensbereich, den des Hauses. Lockerer Pinselstrich
oder legere Kleidung können nicht über die rollenspezifische Auffassung hin-
wegtäuschen. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wandelten sich die sittsam-
en Bildnisse zu immer selbstbewußteren Darstellungen. Die Frauen saßen
ungezwungen Modell und erteilten damit überlieferten Haltungen eine Absage.

Die wachsende Natürlichkeit und auch die stärker auftretende Entschlossenheit der Frauen unterstrichen zudem impressionistische und expressionistische Malweisen (Abb. 1). Die soziale Entwicklung der Frau — und in diesem Fall eine Emanzipation im wörtlichen Sinn aus dem fest zugewiesenen Lebensbereich „Haus“ — äußerte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter anderem darin, daß die Frau Sportarten ausübte, die im 19. Jahrhundert noch dem Mann vorbehalten waren. Die Ausstellung zeigte als Beispiel eine von Heinrich Stegemann (1888—1945) gemalte Fechterin aus dem Jahr 1931/32.

In der Gruppe der Kinderbildnisse konnten die Wandlungen in der Persönlichkeitsauffassung am eindrucksvollsten zusammengestellt werden. Im 17. Jahrhundert standen Kinder noch puppenhaft in den Gewändern der Erwachsenen Modell, ihre Posen entsprachen ganz den Vorbildern (Abb. 1). Frühzeitig bereitete man sie in dieser Form auf ihre gesellschaftlichen Aufgaben vor, so daß auch hier zunächst der repräsentative Charakter in der Darstellung überwog. Erst um 1800 wandelte sich dieses Bild: Kinder wurden ihrem Temperament entsprechend wiedergegeben; ihre Kleidung paßte sich den spielerischen Bedürfnissen an, war einfacher geschnitten und bot genügend Bewegungsspielraum.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildeten sich sogar eigenständige kleine Persönlichkeiten heraus, deren Wesenskern immer aufmerksamer vom Künstler beobachtet wurde; trotziges Verhalten konnte mit abwartend neugieriger Haltung abwechseln, wie es der Flensburger Maler Jacob Nöbbe (1850—1919) bei seinem Jungen im Schaukelstuhl festgehalten hat. Im 20. Jahrhundert, in außerordentlich starkem Maße die Gemälde der Moderne, wird das Kind vermehrt kritisch in seiner Beziehung zur Umwelt gesehen, darunter seine Stellung in der heutigen Konsumgesellschaft. Die zunehmende menschliche Beziehungslosigkeit wurde bei diesen Kinderporträts in den Mittelpunkt gerückt, in denen nichts Kindliches mehr zu entdecken ist: ein Kind spielt mit leeren Blechdosen mitten in anderen Abfallprodukten, dargestellt von Harald Duwe (1956—1984), oder dem Betrachter wird von Peter Nagel (geb. 1941) ein Spiegelbild des Spielzeugkonsums vorgehalten, in dem ein Kind zu ertrinken droht (Abb. 1).

2. Museumspädagogische Ansätze

2.1. Das Angebot des Städtischen Museums Flensburg

Die spannende Geschichte, die gerade die Kinderbildnisse erzählen, war ein Anlaß für Überlegungen, die Sonderausstellung in die museumspädagogische Arbeit des Städtischen Museums einzubeziehen. Diese Arbeit hat am Flensburger Museum eine vergleichsweise lange Tradition. Bereits 1973, als Schleswig-

Holstein noch museumspädagogisches „Brachland“ war, konnte auf Initiative der damaligen Museumsdirektorin Dr. Ellen Redlefsen die Grundschullehrerin Annelies Hübsch ihre Arbeit im Städtischen Museum aufnehmen. Unter schwierigen äußeren Bedingungen hat sie in den folgenden Jahren ein umfangreiches museumspädagogisches Programm entwickelt², das seit 1985 von ihrer Nachfolgerin, der Grund- und Hauptschullehrerin Gunda Grothe im Museum weitergeführt und fortentwickelt wird. Mehr als 5000 der jährlich etwa 30 000 Besucher verdankt das Städtische Museum der museumspädagogischen Arbeit.

Mittlerweile halten die meisten größeren Museen in Schleswig-Holstein Programme für Schulklassen bereit. In den Landesmuseen auf Schloß Gottorf in Schleswig sowie in Lübeck gibt es personell und sachlich gut ausgestattete museumspädagogische Dienste. Ein „Arbeitskreis Museumspädagogik in der Arbeitsgemeinschaft Schleswig-Holsteinischer Museen“ bemüht sich um die Koordinierung und Intensivierung der Museumspädagogik im Lande. Diese Bemühungen werden durch das „Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule“ (IPTS) gefördert³.

Was das Städtische Museum Flensburg betrifft, so wird sein Standardprogramm durch Schulklassen aus Flensburg und der Umgebung ständig voll genutzt. Aus zeitlichen Gründen wurde daher bislang nur einmal der Versuch unternommen, mit den Exponaten einer Sonderausstellung zu arbeiten: Das Thema „Spielzeug“ (8. 12. 1985 — 12. 1. 1986) bot sich für die museumspädagogische Arbeit mit jüngeren Schülern geradezu an. Die Ausstellung „Das Bildnis im Wandel der Zeit“ offenbarte jedoch so viele verschiedene Ansatzpunkte für den Unterricht im Museum, daß sich Kunsthistorikerin und Museumspädagogin für die Ausarbeitung eines pädagogischen Begleitprogramms entschieden. Der Erfolg dieses Versuches war — aus Mangel an einschlägiger Erfahrung mit Schulklassen in Sonderausstellungen — ungewiß.

In Zusammenarbeit mit der Museumspädagogin⁴ wurde eine Handreichung für Lehrer zusammengestellt⁵. Die mehrseitigen Unterlagen enthielten einen Text, der den Lehrer in die kunsthistorische Materie einführen und ihm so wissenschaftliche Grundlagen für seine Unterrichtsgestaltung bieten sollte. Ferner wurden knappe pädagogische Vorschläge zur Umsetzung der Ausstellung im Unterricht gemacht und vor allem Schülerarbeitsbögen bereitgestellt.

In zwei Veranstaltungen vor und zu Beginn der Sonderausstellung speziell für Lehrer wurde diese „Lehrerinformation“ vorgestellt sowie eine kunsthistorische Einführung in die Ausstellung gegeben. Im Gespräch konnten Fragen beantwortet und zusätzliche Hilfen für eine Unterrichtsgestaltung gegeben werden, denn das Museumsangebot verstand sich nur als eine *Anregung*, als *eine* Möglichkeit,

wie man eine Sonderausstellung schulisch nutzen konnte.

Das pädagogische Programm war vor allem für Klassenverbände der Grund-, Haupt- und Realschulen sowie der Sonderschulen gedacht. Die Arbeitsbögen trugen den Charakter von Suchspielen, bei denen die Kinder — in verschiedenen Schwierigkeitsgraden gestaffelt — Aufgaben lösen mußten. Einzelne charakteristische und besonders kindlichen Perspektiven angepaßte Teile eines Gemäldes wurden als große Detailfotos abgebildet. Acht Gegenstände, darunter eine Puppe, ein Spielzeugkran, der Griff eines Floretts, ein Reichsapfel etc., mußten erraten werden. Zur Hilfestellung bei dieser „Quiz-Odyssee“ durch 70 Gemälde waren insgesamt 17 Nummern in den vier Räumen verteilt worden, die, unterhalb der Porträts angebracht, den roten Faden bildeten.

Die Kinder sahen somit während ihres Suchspieles entweder die Gemälde als Ganzes, um das Detail zu finden, oder wenn sie das Rätsel zuerst lösten, so betrachteten sie die Gemälde anschließend. Das Bild als eine große Einheit erfuhren die Kinder spätestens bei der Besprechung und Nachbereitung durch den Lehrer, dem dafür die „Lehrerinformation“ mit ausführlichen Angaben zu den Gemälden und Künstlern zur Verfügung gestellt worden war. Die Ausschnitte waren auch so gewählt, daß aus jeder Epoche ein Porträt vertreten war. Selbst Kinder konnten also auf spielerische Art und Weise jedenfalls einen Eindruck von der Entwicklung innerhalb der Porträtmalerei erhalten.

2.2. Gymnasialer Geschichtsunterricht

Über den bisher skizzierten, nicht unbedingt fachspezifischen museumspädagogischen Ansatz hinaus wurde der Versuch unternommen, die Sonderausstellung in den Geschichtsunterricht eines Gymnasiums, nämlich der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg, einzubeziehen. Dieser Versuch bot sich bei der unmittelbaren Nachbarschaft zum Museum und den vielfach erprobten guten Beziehungen der beiden städtischen Einrichtungen geradezu an. Er beruhte aber nicht zuletzt auf grundsätzlichen geschichtsdidaktischen und -methodischen Beobachtungen und Überlegungen: Die museumspädagogischen Angebote für den Geschichtsunterricht richten sich in Flensburg wie auch andernorts primär an die Haupt- und Realschulen. Zwar nehmen 6. Klassen der Auguste-Viktoria-Schule seit 1978 regelmäßig die Lektionen des Städtischen Museums zur Ur- und Frühgeschichte wahr, doch stellt eine solche erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Gymnasium und Museum wohl eher die Ausnahme dar. Dieser Umstand spiegelt sich auch in der einschlägigen geschichtsdidaktischen Literatur⁶ wider: Die theoretischen Überlegungen und praktischen Erfahrungen zum historischen

Unterricht im Museum beziehen sich größtenteils auf die Arbeit mit Kindern der Grund- und Hauptschulen. Das mag mit darauf zurückzuführen sein, daß sich hier aus schulorganisatorischen Gründen ein Museumsbesuch leichter bewerkstelligen läßt; vor allem aber scheint in Hochschulen, Schulen und Museen noch der überkommene pädagogische Glaube wirksam zu sein, daß ein wissenschaftlich orientierter Unterricht am Gymnasium nicht, oder doch nicht so sehr, auf Anschaulichkeit und Konkretheit angewiesen sei wie die eher praxisorientierte Arbeit an anderen Schulen. In Wirklichkeit muß ein wissenschaftlich orientierter Arbeitsunterricht, der von der 6. Klasse bis zum 13. Jahrgang sein Hauptaugenmerk auf das Quellenstudium richtet, gerade daran interessiert sein, die Schüler möglichst unmittelbar an die Überlieferung heranzuführen, zum Beispiel im Museum⁷.

Das Museum wird hier als *ein* Ort verstanden, an dem Geschichte authentisch und gegenständlich präsent ist. Das Museum ermöglicht daher dem Geschichtslehrer das, was zum Beispiel im naturwissenschaftlichen Unterricht gängige Praxis ist: Der Gegenstand selbst wird in den Unterricht einbezogen. Den Schülern aller Altersstufen können so Einsichten vermittelt werden, die die besten Medien herkömmlicher Art (Schulbuch, Dia, Film etc.) nicht, oder nur sehr bedingt, zu bieten vermögen: Das Museum zeigt den Überrest vergangener Wirklichkeit in seinen richtigen Größenverhältnissen, seiner Dreidimensionalität, dem ursprünglichen Material und den originalen Farben. Dabei sollte auch der besondere Reiz nicht unterschätzt werden, den — nicht nur für Schüler — das Wissen mit sich bringt, daß das originale Objekt von Menschen der Zeit, aus der es stammt, geschaffen und benutzt wurde. Der heutige Besucher kann zum Beispiel erkennen, daß ein Kunstwerk für Menschen damals nicht nur ein ästhetischer Genuß war, sondern auch eine bestimmte gesellschaftliche Aussage mit sich brachte. Diese Erkenntnis trägt dazu bei, daß die Distanz zwischen Vergangenheit und Gegenwart sich entscheidend verringert.

Das Museum bietet freilich noch mehr als authentische Zeugnisse der Vergangenheit. Gerade Kunstwerke, wie sie in der Ausstellung über „Das Bildnis im Wandel der Zeit“ zu sehen waren, besitzen ihren — nicht nur historischen — Eigenwert. Sie können selbst zum Subjekt einer neuen Realität werden, wenn sich der Betrachter durch sie „angesprochen“ fühlt und mit ihnen in einen Dialog tritt⁸. Da sich aber künstlerische und historische Ebene wechselseitig bedingen und sich beide dem ungeschulten Betrachter nicht von selbst voll erschließen, war eine Einbeziehung der Porträtausstellung in den Geschichtsunterricht nur fächerübergreifend im Zusammenwirken von Geschichte und Kunstgeschichte denkbar.

2.3. *Unterrichtsversuch mit einem Leistungskurs Geschichte*

Solche grundsätzlichen didaktischen und methodischen Erwägungen führten zu dem Entschluß, den Unterricht eines Geschichtsleistungskurses (12. Jg.) der Auguste-Viktoria-Schule für zwei Doppelstunden an aufeinanderfolgenden Tagen in das Städtische Museum zu verlegen. Nach Absprache mit den 11 Schülerinnen und Schülern des Kurses war ein Unterrichtskonzept zu erarbeiten, das von Kunsthistorikerin und Geschichtslehrer gemeinsam getragen wurde und für beide Teile ohne allzu großen Aufwand zu realisieren war.

Eine Führung durch die Ausstellung kam von vornherein nicht in Betracht, da die Schüler nicht nur rezeptiv, sondern aktiv am Unterrichtsgeschehen beteiligt werden sollten. Auch wurde eine unmittelbare Verknüpfung des Museumsbesuches mit dem „normalen“ Unterricht angestrebt, der durch kunsthistorische Aspekte vertieft und erweitert werden sollte. Diese Prämissen führten dazu, daß aus den 70 Gemälden der Ausstellung 12 Bilder ausgewählt wurden, das heißt, aus den vier Abteilungen der Ausstellung wurden jeweils 2 bis 4 Bilder für eine genauere Untersuchung im Unterricht vorgesehen. — Darüber hinaus sollte den Schülern Gelegenheit gegeben werden, sich auf eigene Faust einen Gesamteindruck von der Ausstellung zu verschaffen und auch selbstgewählte Schwerpunkte setzen.

Auf das festgeschriebene Raster eines Arbeitsbogens wurde verzichtet und einem „gelenkten entdeckenden“ Lernen in lockerer Runde der Vorzug gegeben. „Gelenkt“ war dieses Lernen im Museum insofern, als „Stoff“, Methode und Arbeitsaufträge durch Kunsthistorikerin und Lehrer weitgehend vorgegeben wurden; „entdeckend“ kann das Vorgehen genannt werden, weil die Ergebnisse im einzelnen keineswegs feststanden, den Schülern also viel Raum für eigene Beobachtungen und Fragen blieb, sie auch spontan weitere Gemälde als fragwürdig in die Erörterung einbeziehen durften.

Die konkrete Untersuchung der ausgewählten Gemälde in den einzelnen Abteilungen der Ausstellung begann mit der präzisen Beschreibung eines Bildes oder einer vergleichenden Beschreibung durch die Schüler. Im folgenden Unterrichtsgespräch brachten Kunsthistorikerin wie Lehrer zusätzliche Informationen ein oder erschlossen sie durch Fragen an die Schüler. Die Schüler wurden so in die Lage versetzt, in der Schule Gelerntes im neuen Zusammenhang der Gemäldeausstellung anzuwenden. Das Gelernte sollte durch neu erworbene Kenntnisse und Einsichten auf kunsthistorischem wie historischem Gebiet erweitert werden. — Dieses Vorgehen stand im Einklang mit der Konzeption der Ausstellung (1.1.), bis hin zu der sparsamen Beschriftung, die den Anforderungen eines modernen Geschichtsunterrichtes sehr entgegenkam.

Das skizzierte Unterrichtsverfahren wurde in allen vier Abteilungen der Ausstellung erprobt. Am Beispiel der Standesporträts soll es im folgenden konkretisiert werden. Hier läßt sich am besten zeigen, wie die allgemeinen didaktischen Vorteile des Museumsbesuches mit einer Einbeziehung der schleswig-holsteinischen und nordischen Geschichte in den Unterricht verknüpft werden könnten.

Der „normale“ Unterricht vor dem Museumsbesuch war bis zum Beginn der Reichseinigung durch Bismarck fortgeschritten, ohne auf die Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Dänemark besonders einzugehen. Das heißt, Themen wie der Absolutismus am Beispiel Frankreichs und Preußens, die Französische Revolution, Napoleon, Nationalismus und Liberalismus, der Deutsche Bund sowie die Revolutionen von 1830 und 1848 waren behandelt worden.

Unter diesen Voraussetzungen wäre es gewiß vielversprechend gewesen, bei den Standesporträts den Schwerpunkt auf den Aufstieg des Besitz- und Bildungsbürgertums im 18. und 19. Jahrhundert zu legen. Da dieser Aspekt aber bei den Frauen- und den Kinderbildnissen eine zentrale Rolle spielte, fiel die Entscheidung zugunsten der beiden in der Ausstellung gezeigten Herrscherporträts von Friedrich III. und Friedrich VI. (Abb. 2 und 3). Diese beiden dänischen Könige repräsentieren den Beginn und den Ausgang des Absolutismus in Dänemark — und praktisch auch in den Landen zwischen Königsau und Elbe⁹.

Die Detailbeschreibung des großformatigen Gemäldes von Friedrich III. (1648—1670), seiner Pose, seiner Kleidung und der Herrschaftsinsignien ermöglichte den Schülern ohne weiteres, den König der absolutistischen Epoche zuzuordnen; auch wiesen sie auf deutliche Parallelen zu dem bekannten Bild Ludwigs XIV. hin (H. Rigaud, 1701). Dabei konnte jedoch festgestellt werden, daß sich die Prachtentfaltung am dänischen Hof offenbar bescheidener ausnahm als in Versailles. — Auch deutet die rüstungsähnliche Kleidung Friedrich III. auf das kämpferische Moment seiner Regentschaft hin.

Dies war der Ausgangspunkt für eine Lehrerinformation über die bedrängte politische, wirtschaftliche und soziale Situation Dänemarks um 1660 nach den verlustreichen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Schweden. Diese Situation führte nicht nur zu einer Einschränkung der Adelsprivilegien, sondern auch dazu, daß der 2. und 3. Stand quasi freiwillig absolute Herrschaftsrechte dem König übertrug, die im sog. Königsgesetz (Lex regia) von 1660 festgeschrieben wurden — ein einzigartiger Vorgang in Europa.

Bei der folgenden vergleichenden Betrachtung der im Ausstellungsraum diagonal angeordneten Bilder Friedrichs III. und Friedrichs VI. (1784/1808—1839) fiel den Schülern zunächst das sehr unterschiedliche Format der beiden Originalge-

mälde ins Auge, was für sie auch inhaltliche Bedeutung haben mußte. Das „Paßfoto“ Friedrichs VI., wie es ein Schüler scherzhaft bezeichnete, zeigt den König eher bescheiden im Profil, ohne die Accessoires königlicher Macht- und Prachtentfaltung. Das Gemälde vermittelte den Schülern den Eindruck von einem „Bürgerkönig“ des 19. Jahrhunderts, der eine konstitutionelle Monarchie repräsentiere. Dieser aus der gleichsam unmittelbaren Begegnung mit Friedrich VI. gewonnene Eindruck mußte zwar korrigiert werden, da der König noch dem aufgeklärten Absolutismus zuzurechnen ist. Andererseits konnte der Eindruck insoweit bestätigt werden, als in der Regierungszeit des Königs einer neuen, auf liberalem und nationalem Gedankengut basierenden politischen Ordnung der Weg gebahnt wurde. Selbst ein Ljwe Jens Lornsen, der auf schleswig-holsteinischer Seite für diese Ordnung stritt, räumte 1830 in seiner aufsehenerregenden Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“ ein, indem er auf die Julirevolution in Frankreich und den neuen „Bürgerkönig“ Louis Philippe anspielte: „Unser König“, d. h. Friedrich VI., „ist kein gemachter, sondern ein geborener Bürgerkönig.“ — Unter dem Eindruck der Julirevolution und der durch Lornsen im dänischen Gesamtstaat entfachten Diskussionen verfügte Friedrich VI. 1834 die Einführung von vier Provinzialständeversammlungen, für die dänischen Inseln, Jütland, Schleswig und Holstein. Obwohl diese Ständeversammlungen nur beratende Funktionen hatten und das Wahlrecht einem hohen Zensus unterlag, wurden nun im dänischen Gesamtstaat Bürgertum und Bauern in das politische Leben einbezogen.

Wie beim Abbild Friedrichs III. wurden auch bei Friedrich VI. die von den Schülern im Transferverfahren an der Originalquelle selbst erarbeiteten Erkenntnisse durch Lehrerinformationen ergänzt. — Es dürfte deutlich geworden sein, daß sich der Museumsbesuch des Kurses inhaltlich in den „normalen“ Unterricht einfügte. In die Schule zurückgekehrt, wurde die im Museum begonnene Auseinandersetzung mit der schleswig-holsteinischen Geschichte im 19. Jahrhundert fortgesetzt. Sie ist in den neuen Lehrplänen aller Schularten festgeschrieben und gilt auch für die Studienstufe.

3. Resümee

Die allgemeine Resonanz der Sonderausstellung war beachtlich; die Gesamtbesucherzahl belief sich auf rund 4900 Personen, wobei die Eröffnungsveranstaltung mit etwa 200 Gästen bereits als ein Erfolg gewertet werden darf. Etwa 76 Gruppen besuchten die Ausstellung, die zusammen 1500 Schüler ausmachten. Sie nutzten das museumspädagogische Programm in vollem Umfang und erweiterten es noch durch zusätzlichen Unterricht in den Ausstellungsräumen. Von den „Lehrerinformationen“ waren bereits in den ersten drei Wochen 200 Exemp-

lare ausgegeben worden, so daß auch die Informationsveranstaltungen für Lehrer ihre Wirkung offenbar nicht verfehlt hatten. Positiv reagierte ebenfalls die Presse, die mit mehreren Beiträgen die Ausstellung und das museumspädagogische Konzept würdigte¹⁰.

Auch außerhalb schulischer Veranstaltungen fand das Programm bei dem kleinen Publikum regen Zuspruch. Häufig besuchten Kinder in Zweier- bis Vierergruppen die Ausstellung, die mit dem ausliegenden Material spielerisch ihre Erfahrungen sammelten.

Allein die Tatsache, daß sich anlässlich der Sonderausstellung so viele Kinder begeistert im Museum aufgehalten haben, darf als ein Erfolg der Ausstellung und ihres museumspädagogischen Programms gewertet werden, kann doch davon ausgegangen werden, daß sie nun bei anderer Gelegenheit wieder den Weg ins Museum finden werden.

Was die Handreichungen seitens des Museums betrifft, so wäre es gewiß wünschenswert, in Zukunft stärker als bisher ausgearbeitete Stundenkomplexe für Lehrer anzubieten. Die museumspädagogischen Programme sollten im allgemeinen von ihrem Anspruch her stärker als bisher auch die Belange des Gymnasiums — einschließlich der Oberstufe — berücksichtigen, was bei den steigenden Schülerzahlen im Vergleich zu den anderen Regelschulen gewiß keine unbillige Erwartung ist. Andererseits müßte in den Gymnasien selbst ein Umdenkungsprozeß voranschreiten, der zu verstärkter Nachfrage nach einer schulgerechteren museumspädagogischen Betreuung führen würde.

Daß das Städtische Museum Flensburg dazu grundsätzlich bereit ist, hat die oben geschilderte reibungslose Zusammenarbeit im Rahmen des Leistungskursunterrichtes erneut gezeigt. Solange keine ausreichenden Unterlagen für den Studienstufenunterricht im Museum vorliegen, kann ein solches unmittelbares Zusammenwirken von Lehrern, Schülern und Kunsthistorikern im Museumsunterricht eine praktische Lösung sein; sie wird sich freilich aufgrund mancherlei Sachzwänge nur im Ausnahmefall realisieren lassen. Ähnliches gilt für die noch naheliegendere Möglichkeit eines fächerübergreifenden gemeinsamen Museumsunterrichtes von Geschichtslehrern und Kunsterziehern.

Die Einbeziehung des Gymnasiums und der gymnasialen Oberstufe in die museumspädagogische Theorie und Praxis kann nach den jüngst gemachten Erfahrungen nur nachdrücklich empfohlen werden. Daß dies nicht nur die Meinung der beiden Initiatoren, sondern auch die der Hauptbeteiligten ist, hat sich in einem den Museumsunterricht nachbereitenden Gespräch mit den Leistungskurschülern erwiesen: Erwartungsgemäß bewerteten sie die Arbeit außerhalb des Schulgebäudes und mit einer weiteren, ihnen nicht gar so vertrauten Fach-

kraft als eine willkommene Abwechslung vom normalen Unterricht. Darüber hinaus aber haben sie selbständig die didaktischen Vorteile einer Begegnung mit Originalgemälden (2.2.) klar erkannt. Sie haben auch bemerkt, daß die Einbeziehung der schleswig-holsteinischen und nordischen Geschichte ihr bisheriges Geschichtsbild — etwa vom Absolutismus — nicht nur erweitern, sondern auch modifizieren konnte. Selbst das (wenig variable) methodische Vorgehen akzeptierten die Schüler, weil es ihnen die Möglichkeit geboten habe, sowohl im punktuellen Vergleich als auch durch das Verfolgen von Entwicklungslinien wesentliche historische wie kunsthistorische Erkenntnisse zu gewinnen.

Als ein besonderer Erfolg des fächerübergreifenden Versuches darf es betrachtet werden, daß die Schüler übereinstimmend hervorhoben, daß ihnen die Unterrichtseinheit den sachkundigen Zugang zum Museum im allgemeinen und zum verständigen Betrachten einer Kunstaussstellung im besonderen eröffnet habe.

ANMERKUNGEN:

1 Für die Gemäldesammlung einschließlich der Porträts wird zur Zeit ein Gemäldebestandskatalog vom Direktor des Städtischen Museums, Dr. Ulrich Schulte-Wülwer, erstellt. Es erschien daher kein Ausstellungskatalog. Die Konzeption und Gestaltung der Sonderausstellung übernahm die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Städtischen Museums, Dr. Marianne Risch.

2 Annelies Hübsch, Rudolf Zöllner, Museumspädagogik im Städtischen Museum Flensburg, in: Kunstpädagogik in Schleswig-Holstein, hrsg. v. E. Krüger und J. Kruse, Schleswig 1976, S. 214ff. — Museum und Schule. Museumspädagogik im Städtischen Museum Flensburg seit 1973, hrsg. v. d. Stadt Flensburg, Flensburg 1983.

3 Museum und Schule. Schüler entdecken unsere Museen, hrsg. v. Landesinstitut Schleswig-Holstein für Theorie und Praxis der Schule. 2. erw. Auflage, Lütjensee u. Kronshagen 1986 (Anregungen und Informationen für die Schule, H.44). — Weitergehende Anregungen und Hinweise in: Klaus Weschenfelder, Wolfgang Zacharias, Handbuch Museumspädagogik, Düsseldorf 1981.

4 Angesichts ihrer täglichen Auslastung durch das auf die Lehrpläne abgestimmte ständige museumspädagogische Angebot ist das Engagement von Frau Gunda Grothe bei der Gestaltung des Begleitprogramms für die Sonderausstellung besonders hervorzuheben.

5 Lehrerinformationen zur Ausstellung „Das Bildnis im Wandel der Zeit“, 16 S., masch. vervielf., Flensburg 1987. — Leider reichten die Mittel nicht aus, die Unterlagen als gedrucktes Material zu verteilen, so daß auf Fotokopien zurückgegriffen werden mußte. Die Nachfrage wurde dadurch aber offensichtlich nicht beeinträchtigt.

6 Zum Beispiel: Bernd Hey, Die historische Exkursion. Zur Didaktik und Methodik des Besuches historischer Stätten, Museen und Archive, Stuttgart 1978. — Das historische Museum im Geschichtsunterricht, hrsg. v. W. Hug, Freiburg/Würzburg 1978. — Geschich-

te lernen im Museum, hrsg. v. A. Kuhn u. G. Schneider, Düsseldorf 1978.

7 Der hier vertretene didaktische und methodische Ansatz wurde vor allem von Heinz Dieter Schmid entwickelt. Siehe dazu u. a.: Schmid, Fragen an die Geschichte, Bd. 2, Lehrerbegleitband, Frankfurt/Main 1982, S. 5ff.

8 Dazu Wolfgang Hug, Museum, Schule und Öffentlichkeit — Grundfragen aus geschichtsdidaktischer Sicht, in: Das historische Museum im Geschichtsunterricht (s. Anmerk. 6), S. 7 — 42, hier S. 8.

9 Auf die Angabe historischer Spezialliteratur muß hier verzichtet werden; es sei nur allgemein verwiesen auf: Arthur Erwin Imhof, Grundzüge der nordischen Geschichte, Darmstadt 1970. — Alexander Scharff, Schleswig-Holsteinische Geschichte. Ein Überblick. Neuausgabe v. Manfred Jessen-Klingenberg, Freiburg/Würzburg, 4. Aufl. 1984. — Zur Geschichte und Problematik der deutsch-dänischen Beziehungen von der Wikingerzeit bis zur Gegenwart. Empfehlungen zu ihrer Behandlung im Unterricht (Schriftenreihe d. Georg-Eckert-Instituts, Bd. 37), Braunschweig 1984.

10 Zum Beispiel: Die „Geburt“ einer großen Ausstellung im Museum. Blick hinter die Kulissen, in: Flensburger Tageblatt, 18. 2. 1987. — Für die Kinder wird Geschichte lebendig. Museumspädagogin Gunda Grothe hält nichts von trockener Wissensvermittlung: ebd., 26. 2. 1987.